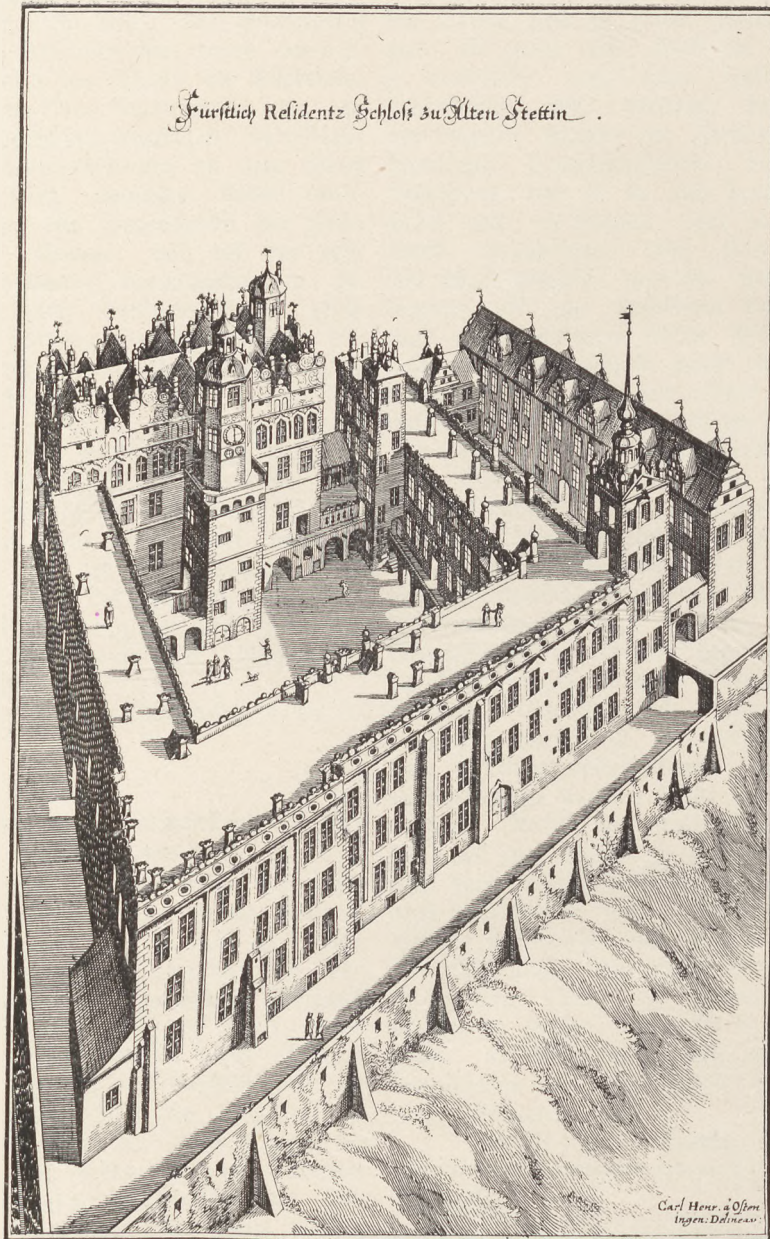


Fürstlich Residentz Schloß zu Alten Stettin .



Das Schloß seyn / ohne die Nebenhöfe / 188 Schuh
lang / darinn vor diesem sonderlich die Bibliothec /
Kunstkammer / und der Silberkasten; Item / die grosse
Glock / daran 24. Männer ziehen; der grosse Saal /
welcher 9 Cammin / und etliche Oefen / sampt allerley
Musikalischen Instrumenten / und köstlichem Glaswerk:
In der Schloßkirchen bey der Kanzel / das Gewölb zu
den fürstlichen Begräbnussen — — — — —

Unser Pommerland

3. Jahrgang

1915

Nr. 4/5.

Verbandsorgan des Pommerbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Meffenthiner Waldvereins und des Buchhändlervereins.

herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koepen

Ich liebe dich von Herzensgrund.

Ich liebe dich von Herzensgrund,
Du Land am Ostsee-Strande;
Drum tu ich kund mit frohem Mund
Dein Lob in alle Lande,
Du meines Herzens Königin!
Gottlob, daß ich ein Pommer bin!

Du nährst ein kräftiges Geschlecht
Mit selbsterzeugtem Korne,
Du tränkest deine Kinder recht
Aus frischer Seeluft Borne.
Drum denk ich froh, in meinem Sinn:
Gottlob, daß ich ein Pommer bin!

Dein Haupt ist wohl ein stolzes Haupt,
Von blauer Glut umbrandet,
Die weiße Stirne schön umlaubt;
Dein Herzstrom fein umrandet,
Streckt bis ins deutsche Herz sich hin —
Gottlob, daß ich ein Pommer bin!

Du gabst dem Martin Luther wert
Den wackern Buggenhagen,
Der mit des Geistes blankem Schwert
Gewaltig mitgeschlagen.
Ein solcher Mann, das heißt Gewinn!
Gottlob, daß ich ein Pommer bin!

Dein hochgetürmtes Strelasund
Hat tapfer Stand gehalten,
Dein Kolberg preiset jeder Mund
Und Nettelbeck den Alten,
Schwerin, der sank bei Prag dahin: —
Gottlob, daß ich ein Pommer bin!

Drum halte du mit fester Hand,
Was Gott dir hat gegeben!
Und blühe fort am Ostsee-Strand,
Voll Liebe, Kraft und Leben,
Du meines Herzens Königin!
Gottlob, daß ich ein Pommer bin!



Der Nordische Krieg in den deutschen Ostseegebieten (1711—1720) in Quellen dargestellt.

Von Ludwig Beyer, Rgl. Seminarlehrer.

(Fortsetzung.)

Kurze
Relation*)
von
der erbärmlichen Einäscherung der
pommerschen Städte
Garz und Wolgast,
als dieselben
am 16. und 27. März Anno 1713
von den barbarischen Moskowitzern kläglich
in die Asche gelegt worden.
April 1713.

Wer jetzt mit vernünftigem Nachsinnen dies kläglich zerstörte und erbärmlich zugerichtete Pommern anschauet und darin den unglückseligen Effekt von grausamen Kriegen betrachtet, der wird gar leicht und von selbst auf die Ursachen des göttlichen Eifers und des darauf erfolgten Ruins geraten. Unsere Untugend hat uns und unsern Gott von einander geschieden. Es ist unsere Bosheit schuld, daß wir so gestrafet werden. O weh uns, daß wir so gesündigt haben! Denn so bald man von der Seite des Oberstromes unsere Grenzen betritt, ist der erste Anblick von der in seiner Asche jämmerlich heulenden und wehklagenden Stadt Garz mehr denn zu kläglich, ja mehr denn zu entsetzlich, von deren Beschaffenheit und den darin verübten grausamen Exzessen gegenwärtige Blätter dem geneigten Leser kurze Nachricht erteilen werden.

Dieser Ort liegt an der Ober, vier Meilen von Stettin, drei Meilen von Schwedt und fünf Meilen von Prenzlau, in einer gesegneten Gegend, davon die Einwohner rühmen, daß, wenn im ganzen Lande Mißwachs, daselbst der Segen des Herrn im Felde und im Garten sich reichlich und zur Verminderung setze.

Der Fischfang, Wiesen und Viehzucht sind kaum zu verbessern. Die täglichen Reisen zu Wasser nach Frankfurt a. O., Schwedt und anderen dort gelegenen Orten sehr bequem und zu vieler Vergnügen und Nutzen gerichtet. Dieses vormals eine Fürst-

*) Relation = Bericht.

**) Recidiv = Rückfall; Krieges-Recidiven = Einfälle feindlicher Scharen in ein Gebiet.

lich pommersche Städtlein ist ein vornehmer Paß über den Oberstrom, daher alle, die Pommern mit Krieg angreifen wollen, ein Auge auf diesen Paß wegen seiner Lage gewendet und denselben desto öfterem Unglück unterwürdig gemacht: wie denn das daselbst gewesene feste Schloß im Jahre 1478 geschleift, im Jahre 1577 fünfzig Häuser mit dem Kirchturm und allen Gärten, auch allen Scheunen, und im Jahre 1624 die Kirche, das Fürstliche Kloster, die Schule, 300 Häuser und die Scheunen vor dem Tore abgebrannt worden. Im Jahre 1630 mußte dieser Paß den Kaiserlichen eingeräumt werden. Als aber der glorwürdigste König von Schweden Gustav Adolf dafür kam, setzten jene das Städtlein in Brand, also daß es ganz und gar mit vielem Probian in die Asche geriet.

Nochmals ist es während des Deutschen Krieges bald schwedisch, bald kaiserlich gewesen und wurde im Jahre 1638 bis auf die Kirche und Schule geschleift. Es wurde aber dennoch ziemlich zwar wieder erbauet, allein im Jahre 1659 mit der Kirche und allen Häusern abermals eingäschert, 1676 von den Kurbrandenburgischen Truppen ausgeplündert und durch schwere Kriegs-Recidiven **) und Feuersbrünste öfters ruiniert; doch ist durch Gottes Güte endlich Garz nicht gar aus geworden, sondern wieder emporgekommen und zu einem feinen wohlgebauten Städtlein gediehen.

Diese Stadt nun wurde am 17. Dezember 1711 von den Moskowitzern unter dem Kommando des Generals Bauer bezogen mit einem Haufen von 5000 schlecht bekleideter Mannschaft. Bald darauf, als diese verlegt und die Kavallerie meistens draußen nach Penkuhn und in den herumgelegenen Dorfschaften einquartieret, hat sich sofort ein gewaltsamer Exzeß von diesen Ankömmlingen hervorgetan, indem ein Moskowitzischer Soldat den Prediger von Schönfeld, welches Dorf anderthalb Meilen von Garz gelegen, attadieret, gänzlich ausgezogen und dergestalt tyrannisch traktieret, daß er in einer abscheulichen Positur sich retirieren mußte; wiewohl nicht zu leugnen, daß nach eingebrachter Klage der Täter festgesetzt und an den Galgen gebracht wurde. Einige Zeit hernach fiel die Moskowitzische Butterwoche ein, so wir Deutschen die

Marterwoche nennen, worinnen die größten Greuel, Sünden und Schanden bei diesem ungeheuren Volke verübet werden. Garz kann diese Heiligkeit der Moskowitzschen Fasten oder bacchanalischen Marterwochen bekräftigen helfen. Denn in derselben haben sie einen Bürger und Kleinschmied, namens Joachim Büssler, einen Mann sehr guten Gerüchtes, bei welchem 20 bis 30 dieser Unmenschen einquartieret gelegen, grausamer Weise ums Leben gebracht. Es hat dieses erboste Volk gemerket, daß bei dem ehrlichen Manne 30 bis 40 Dukaten vorhanden, wesfalls sie denselben in der Kaserei bei später Nacht überfallen, mit einem Beil den Kopf zerschlagen, hernach dreimal mit dem Degen durchstochen, davon das Blut in seinem Bette geschwommen und endlich den grausam entseelten Körper aus dem Angesichte und Andenken gebracht. Acht Tage ist der Mord verborgen geblieben; als aber seine Mitbürger und guten Freunde Unrat gemerket, haben sie erstlich an seine Ehefrau, so mit drei Kindern sich in das Brandenburgische gerettet, es gelangen lassen, zu erforschen, ob er etwa aus Furcht nachsollte und Andenken gebracht. Acht Tage ist der andere Nachricht eingelaufen, hat man bei dem vom General veranstalteten Gericht gefunden, daß sie die arme Leiche unten im Keller desselbigen Hauses eingescharrt und mit einem großen Feldstein, so auf der entseelten Brust gelegen, bedeket. Worauf sowohl von den Chirurgis der Milice, als auch der Stadt (Gericht oder Polizei) die geschlagenen Wunden des Toten besichtigt und von beiden Theilen mehr denn zu lethal*) befunden worden. Der Entleiste ist auf Fürbitte der Herren Prediger und Erlaubsnis des Generals öffentlich mit Prozeßion beerdigt worden. Die Uebeltäter setzte man indessen fest; die Exekution aber blieb bis zur Ankunft des Fürsten Menzikoff verschoben. Sobald derselbe am lezten Pfingsttag dahinkam und mit aller Solennität der Soldaten und Lösung des Gewehrs eingeholet worden, wurden die beiden Täter, so hauptsächlich den Mord verübet, gehangen; der Dritte aber, weil er nur das Licht gehalten, pardonniert, nachdem er mit Rodoggen abgestrafet worden. Inzwischen wurde in Garz zum Kommandanten bestellt Wolobbonoff, ein russischer Oberst, welcher wenig Liebe bei den dortigen Einwohnern erworben, indem er das „Neminem laedere“ und das „Suum cuique tribuere gar übel praktizierte. **)

Es blieb aber auch jetzt noch alles still und ruhig, außer daß sie zwei Brücken über die Oder schlugen und solche bis nach dem Dorfe Marwitz führten welches gar leicht war, indem noch alte Pfähle im Wasser vorhanden waren. Die Absicht ist gewesen, teils einen Rückzug zu finden, wenn ihnen bei unglücklicher Begebenheit das Hasenpannier an-

geraten würde; teils damit aus dem Brandenburgischen desto bequemere Zufuhr erfolgen möchte.

Nicht lange hernach zog sich die größte Macht von der Stadt Garz und dem ganzen Distrikt nach Stralsund und hob auch die Blokade vor Stettin auf, davon man ganz andere Gedanken geheget, nämlich Stettin bei Spiel und Scherz mit dem Degen in der Faust einzunehmen. Die Ursache des schleunigen Aufbruches verursachte die Furcht wegen des schwedischen Transportes, welcher damals sich eingefunden. Indessen wurde dem Obristen Wolobbonoff, wie auch dem Lutherischen Obristen Petro Hazenio, das Kommando über die zurückgebliebene Garnison gegeben. In wärendender Zeit haben diese guten Leute sich ziemlich eingezogen gehalten. Nachmals aber hat der Kommandant, welcher in Garz die Zeit über sehr dünnrücktig geworden, weil er keine Nachricht von der Armee bekommen, alles, was er gewollt, auf gut moskowitzsch ausgeübet. Er verkaufte allen Hausrat, so noch in den Häusern der geflüchteten Leute vorhanden. Er suchte alles auf, woraus nur irgend ein Profit zu machen und verhandelte solches an Brandenburgische Markettender und andere mehr, die Geld hatten. In Summa. Bei seinem Handel und Wandel war das Geld die Hauptsache und die gelöseten Guldenstücke hatten vom Geruch des verhandelten Mißthausens nichts an sich. Kurz vor Caroli Tag desertierte ein Sergeant aus Stettin, welcher in Garz bei dem Kommandanten viele unschuldige, ehrliche Leute und Einwohner angegeben und fälschlich beschuldigt, daß sie an den Moskowitzern Verrätereie begangen, besonders einen Bürger namens Quade, daß er bei der Beschickung der Stadt sich heimlich herausgeschlichen und zu unserm Kommando, so diesen Ort ängstigte, hinbegeben und die Anschläge schmieden helfen; obgleich alle Einwohner das Gegenteil bezeugten und nicht allein diese sondern auch der Prediger ein gleiches bekräftigte und für denselben eintraten. Allein es hat beim Kommandanten so gut wie nichts verfangen, sondern es wurde der unschuldig Verklagte ganz tyrannisch zur Krute verurteilt. Ich kann hierbei nicht unterlassen, von dieser Strafsart den Unwissenden eine kurze Nachricht zu erteilen. Die genannte Strafe ist also eingerichtet. Die Beklagten werden etwa anderthalb Stockwerk hoch durch eine Triebe in die Höhe gezogen; vorher aber von zwölf herumgestellten Kriegsknechten mit der größten Kraft und heftigen Marter die Beine und Knöchel auseinander gelenket, so daß die Füße auswärts gegen einander stehen. An dieselben wird ein schwerer Klob gebunden, damit die Verbrecher mit desto größerer Kraft herabfallen mögen. Beim Aufziehen peitschen die zwölf Kerle den ganz nackten Menschen mit Peitschen, die aus Riemendraht und Baden verfertigt und in das dabei auf Kohlenfeuer gesetzte Pech getunkt werden. Auch werden beim Hinaufziehen die Arme hinten auf dem Rücken und über dem Kopfe dergestalt ausgerecket, daß es nichts anderes ist, als wenn man

*) lethal = tödlich.

**) „Neminem laedere“ = Niemanden verletzen.
„Suum cuique tribuere“ = Jedem das Seine zuerteilen.

den Leuten auf der Tortur die Wahrheit abfragen will. Nochmals läßt man die Triebe los, so daß der arme Unglückliche auf einen darunter gelegenen und mit spitzen eisernen Zacken beschlagenen Block fallen und daselbst probieren muß, ob noch Empfindung in seinen Füßen übrig sei. Dieses alles hat auch der unschuldig angegebene Bürger in Garz am Tage Caroli, als am 28. Januar, ausstehen müssen, ohngeachtet daß so viele für ihn beweglich gebeten. Ja, es hat dieser Martirerakt sollen wiederholt werden, allein auf inständige Bitten des Predigers und der übrigen Einwohner ist solches Vorhaben noch unterbrochen worden. Worauf diese so elend zugerichtete Person gerade acht Tage darauf, nachdem sie von dem mitleidigen Prediger besucht und auf den gemarterten Heiland verwiesen, selig entschlafen. Eben dieser böse Bube, der vorher erwähnte Sergeant, hat auch zwei Müllerburschen angegeben, daß sie als Spione anzusehen seien, weil sie Freunde in Stettin hatten, mit welchen sie Briefe wechselten. Worauf diese gleich eingezogen, dann gefangen mitgenommen wurden, obgleich deren armer und gedängtigter Vater Geld über Geld für ihre Befreiung bot. Hierbei muß der geneigte Leser beachten, daß wer als Spion bei ihnen angeklagt worden, nicht auf den Angeber oder auf den Beweiss dringen dürfe. Es ist nach russischem Rechte genug, daß man angegeben sei, auf gleiche Art wie man in Spanien die Inquisition handhabt. Was den Abmarsch dieser Quälgeister anbetrifft, hat man den 10. März solches wohl gemerkt. Weil aber die Nation insonderheit ihr Vorhaben geheim hält, so konnte man nichts Beständiges vor dem 13. d. Mts. verspüren, als an welchem Tage sie die Pallisaden rings um die Stadt abgebrannt, ihre Wagen mit dem noch vorhandenen Heu beladen und sich stündlich marschfertig gehalten; bis sie endlich am 15. Tage durch einen Kapitän die kategorische Order erhielten, Garz völlig in Brand zu stecken und keines einzigen Hauses zu verschonen. Etwa drei Tage vorher wurden die Tore so verschlossen gehalten, daß weder Große noch Kleine aus der Stadt kommen konnten, sogar daß nicht einmal Wasser zu holen vergönnet war. Der Prediger ging nebst zweien Bürgern zum Kommandanten, um ihn durch flehentliche Bitten zu bewegen, das große Unglück zu verhindern; allein vergeblich unter dem Vorwande, daß nichts sollte verschonet bleiben außer der Kirche.

Die Entzündung geschah, nachdem vorher den 16. März früh etwa drei Stunden vor Tage die Reveille geschlagen wurde und die Mannschaft sich vor den Thüren der beiden Obristen versammelt hatte.

Wie nun dieselben um 7 Uhr ausmarschierten, sind 50 Mann kommandirt durch dasjenige Feuer, welches schon auf allen Gassen und in allen Häusern angelegt, diesen zu seinem äußersten Ruin und und Unglück bestimmten Ort gänzlich einzuwäschern. Die Häuser haben die Feinde mit Pulver, mit al-

ten von Stroh angefüllten Säcken und andern zum Feuer dienlichen Sachen angehäuget, wodurch desto eher die Häuser in Brand gerieten und das Feuer unauslöschlich gemacht wurde. Vorher hat man allen Leitern und Treppen nach den Böden hinauf die Sprossen und Stufen ausgeschlagen und sich dahin bemühet, den unglücklichen Ort in der Eile und auf einmal in der Flamme zu sehen, welches auch nach ihrem Wunsche erfolgt ist.

Werkwürdig ist, daß das Haus der armen Witwe, deren Mann umgebracht wurde, mitten in den Flammen unbeschädigt geblieben.

Die übrigen Einwohner haben als ein kläglich verschüchterter Haufe sich in die Kirche geflüchtet, weil die Stadt so lange verschlossen blieb, bis die Artillerie ausgezogen, welche die Plünderung bei den in der Kirche befindlichen Leuten vornahm. Der vorerwähnte Prediger hielt sich anfangs oben im Gewölbe verborgen aus Furcht mitgenommen zu werden, davon er ziemliche Beweise von seinem redlich gesinnten und ihm einquartierten deutschen Obristen gemerkt, konnte aber wegen großen Rauches und Dampfes sich nicht länger oben halten und sonderlich, da man besorgen mußte, daß wegen der wütenden Flamme auch die Kirche selbst in ein gleiches Schicksal verfallen möchte. Er wurde also gezwungen herabzusteigen, da denn inzwischen die unersättlichen Hände dieser Raubtiere sich bald um die Kirche versammelt, mit Flinten an die Thüren gestoßen, als wenn sie selbstige mit der grausamsten Gewalt erbrechen wollten, davon schon am Abends vorher eine Probe abgelegt war, die man aber auf Fürbitte des Predigers und gütige Veranstaltung des christlich gesinnten deutschen Obersten durch bestellte Wachen verhinderte. Endlich hat man ihnen die Thüren freiwillig geöffnet und um Verschonung kläglich gebeten; die Plünderung aber an heiliger Stätte nicht zu hindern vermocht. Der Prediger, ein recht frommer Mann, war der erste, bei welchem man den Behrpfennig suchte, der auch so viel Geld, als er zur Hand hatte, gern und willig hergegeben. Wurde aber darauf in die Sakristei gefordert, wohin die Soldaten mit geladenem Gewehr und gezücktem Degen folgten, die Thüre hinter ihm verschlossen und auf ihn hielten zu bekennen, wo die Garzschen Schätze vergraben lägen. Als er die Lebensgefahr zwar vor Augen sah, nichts aber bekennen konnte, wurde dieser beliebte und von allen und jeden herzlich bedauerte getreue Lehrer seiner Kirchen von diesen Barbaren, bei denen weder die Gründe der Natur, noch die Befehle Gottes, wovon sie leider wenig wissen, noch die Beispiele der vernünftigen Heiden im geringsten beachtet worden, gänzlich entkleidet, sogar daß ihm nicht einmal das Hemd auf dem Leibe gelassen wurde. Wie dieses berichtet, hatten sie in wärender Zeit, da der bestürzte fromme Mann in Ohnmacht auf der Erde gelegen in Erwartung seines stündlichen Todes, Riften und Rasten, so den armen Einwohnern zugehört und vor diesen Raubbögeln hineingebracht

waren, aufgeschlagen und alles herausgenommen, auch dasjenige nicht geschonet, was zum heiligen Altar gehört. Die Leute in der Kirche schrieten in dessen sehr kläglich, in der Meinung, ihr Prediger wäre schon ermordet, worauf jene die Thür geöffnet, die vorhandenen Personen geplündert und Geld bei ihnen gesucht, von welcher Gewalt sie endlich verstorben wurden, als ein Offizier eilend ankam mit der Nachricht, daß die Schweden auf dem Berge ständen. Auf daß sie mit denen in keine Begegnung geraten mochten, nahmen sie das Beste und verschwanden eiligst aus ihrer Herberge, die sie in völliger Flamme hinterließen.

Nachdem nun diese (die Russen) unter Bedeckung eines starken über Pasewalk detachierten Korps nach Anklam marschirten und die in Pommeren bisher nicht durch rechtschaffene Kriegsaktionen, Tugend oder Großmuth, sondern durch Raub, Plünderung, Mord, Brand und sonstiger Gewaltthaten verächtigt gewordenen russischen Truppen — diese ganz zu Grunde gerichtete und in einem höchst elenden Zustand gesetzte Provinz des heiligen römischen Reiches zu verlassen sich gestellet, die Städte Anklam und Demmin mit Zarischer und Greifswald mit Königl. und kursächsischen Soldaten besetzt gelassen, die Pässe aber nach Mecklenburg hinter sich theils ruiniret, theils verbrannt; — so hat die uralte Fürstlich pommerische Residenz Wolgast nicht minder als das erbarmenswürdige Garz dem Mord- und Brandgeiste durch den russisch-deutschen Generalmajor Baron von Staff aufgeopfert werden müssen.

Dieser Ort hatte vormals ein festes Schloß, welches der hochseligen Herzoge zu Pommeren sowohl als der Regierung der Wolgastischen Fürsten Hoflager gewesen. Er liegt drei Meilen von Greifswald und vier von Anklam. Er ist ein sehr alter Ort, und das Fürstliche Schloß daselbst sehr prächtig und nett vormals ausgeführt gewesen; aber nunmehr die Kriege und das Alter meistens verfallen, daß jetzt nur die Mauern, einige Keller und Gewölbe übrig sind, um welche eine geringe Befestigung mit einem kleinen Wall und einer Zugbrücke zu finden ist. Der Fluß Peene geht an der Stadt vorüber und ist da, wo das Pass sich in das Meer ergießet, gar tief und zur Schifffahrt sehr wohl gelegen; darum auch die meisten Schiffe, die aus der Ostsee nach Stettin und Anklam wollen, bei Wolgast anlanden und Zoll geben müssen. Die Stadt war zwar zu jetziger Zeit nicht groß, doch wohl erbauet und hatte eine schöne Pfarrkirche, welche wegen der Fürstlich pommerischen Begräbnisstätten und Monumenten vor allen sehenswürdig ist. Ehe wir aber weiter gehen, wolle der geneigte Leser die Geduld haben, noch mehr von den Schicksalen dieser Stadt entgegen zu nehmen. Im Jahre 1512 ist die ganze Stadt, 1577 das Schloß größtentheils durch Feuer eingäschert. Im Jahre 1628 wurde sie von dem Könige von Dänemark eingenommen. Als aber die Kaiserlichen darauf zugingen und gegen 400 Dä-

nen bei einem Pässe vernichteten, setzte sich der König wieder zu Schiffe und ließ die Stadt vorher anzünden, welchen Brand die Kaiserlichen zwar löschten, hingegen aber die Bürger ausplünderten und das Schloß endlich eroberten. Im Jahre 1630 hat der glorwürdigste schwedische Held, König Gustav Adolf, diese Stadt mit Gewalt, das Schloß aber durch Vertrag eingenommen, dessen Beispiel die Kaiserlichen und Kursächsischen im Jahre 1637 folgten; doch wurde beides im Jahre 1638 den schwedischen Waffen wieder unterwürfig. Im Jahre 1675 nahmen die Kurbrandenburgischen die Stadt ein, beschossen das Schloß bergestalt, daß eine Granate die Pulverkammer in Brand steckte und den dritten Teil des Schlosses der Luft zum Opfer brachte. Im Jahre 1679 wurde Stadt und Schloß wiederum unter Königl. schwedische Botmäßigkeit gebracht.

Die Einäscherung aber dieser kürzlich beschriebenen Stadt Wolgast ist folgendermaßen zugegangen:

Am Marien-Verkündigungstage, den 25. März 1713 um 11 Uhr, da die Gemeinde aus der Kirche kam, hörte man rufen, daß ein großer Schwarm Russen von Anklam anmarschirt käme und zwar gerades Weges nach Wolgast. Worauf die Bürger die Tore verschlossen und nach Möglichkeit besetzten. Der von dem Königl. und Kursächsischen Generalmajor Marquis de Saiffan, Kommandant zu Greifswald, dahin gelegte Leutnant de la Croix rückte mit seiner Mannschaft ihnen entgegen zu vernehmen, was für Ordres sie hätten. Es ließ sich aber der kommandierende russische Obrist-Leutnant Bordoletitz nicht lange aufhalten, sondern eilte mit den bei sich habenden 400 Mann nach der Stadt, forderte Eröffnung der Tore und überreichte ein Schreiben von dem General-Major Staff unter der akkuraten Aufschrift:

An den sämtlichen, Löblichen Magistrat
der Stadt Wolgast.

Wohl-Edle und Feste
insgesamt Hochgeehrte Herren.

Weil in der jetzigen Lage höchst nötig ist, die Stadt Wolgast wieder zu besetzen, also werdet Ihr ohne Aufenthalt dem Herrn Obrist-Leutnant Bordoletitz mit seinem bei sich habenden Kommando, ohne daß er Gewalt brauchen darf, einnehmen und sich vor Schaden zu hüten wissen, und so er nicht gute Order halten sollte, können Sie sich deswegen bei mir in Greifswald oder Anklam melden, da ich denn Hilfe erweisen werde; wie ich mit Vergnügen allezeit sein werde

Meiner sämtlichen Hochgeehrten Herren

Anklam, den 24. März 1713

dienstfertiger Diener
Baron von Staff.

Wie nun die antwefenden wenigen Ratsglieder hieraus Hoffnung geschöpft, daß gute Ordnung, der Versicherung nach, würde gehalten werden, sonst

aber ebenso verwegener wie vergeblich gehandelt sein möchte, durch einige unbewehrte Bürger einer andringenden ungleich stärkeren feindlichen Macht sich zu widersetzen und dieselbe aufzuhalten, — so haben sie zwar auf guten Glauben die Tore geöffnet, allein weil die Parole der Russen bisher in Pommern wie anderswo von geringem Gehalt gewesen, haben die meisten Einwohner sich über die Brücke auf den Schloßplatz retiriret, die Brücke hinter sich aufgezo-gen und allgemach über den vorbeischießenden Peenestrom nach dem Usedom'schen Lande setzen lassen. Worauf die Russen sich selbst einquartiert, aus den Häusern alles, was ihnen anständig, genommen und den Leuten, welche noch bei dem thri-gen geblieben, aber nicht so viel Essen, Trinken und Brauntwein, als der Schlingmagen verlangte, schafsen können, die Kleider ausgezogen und erbarmlich geprügelt, welches Traktament bis den folgenden Montag Morgen als den 27. März gedauert. Da ist gedachter Baron von Staff von Greifswald gekommen und hat sich anfänglich gestellt, als wollte er bessere Ordnung halten, bald darauf aber ansagen lassen, daß er besonderen Befehl von seinem Herrn dem Zaren hätte, die Stadt anzustecken, welches aufs wehmütigste und beweglichste zu verbitten, die anwesenden Prediger und einige Glieder des Rates samt der Bürgerschaft sich zwar äußerst angelegen sein lassen und ihm unter andern seine eigene Parole vorgehalten, welche in sich hielte, daß — wofern die gute Stadt die bevor angekündigte Brandschazungs-Steuer an ihn würde abgetragen haben, sie vor allen anderen Städten erhalten werden sollte; aber alles vergeblich. Weil er vorgab, so strengen Befehl zu haben, daß er solchen bei Verlust seines Halses ausführen müßte; daher er den Einwohnern nur zwei Stunden Zeit gab, ihre besten Sachen in die Kirche zu bringen, welche — wie er heilig versprochen — nicht anstecken zu lassen, sondern vielmehr vor dem Brande zu bewahren. Inzwischen ließ er beide Vorstädte anzünden und gänzlich ab-brennen; ja er schonte nicht einmal der Gärten und Garten-Häuser, sondern verhalf allem zu seinem vor-rigen und ersten Ursprunge. Ueber welche Grausamkeit die Bürger so bestürzt geworden, daß sie zu nichts mehr fähig waren; und wenn ja der eine oder der andere noch etwas von seinem übrigen Geräte herausgetragen, haben die Russen alles, was ihnen gelüftet, davon geraubt. Zum Theil hat auch dies heillose Volk das Ketten und Ausbringen nicht einmal gestatten wollen, welches auch ohnedem mehr denn zu vergeblich gewesen, indem von allen, was vormalig sowohl als auch jetzt in die Kirche gebracht, nichts können übrig bleiben, zumal die Kirche — wider gegebene Versicherung — zu brennen angefangen, ehe noch die nächsten Häuser in den Brand geraten. Auch ist inwendig gelegtes Feuer gefunden worden, welches mit solcher Heftigkeit gebrannt, daß auch die toten Körper in verachteten Gräbern, ja die Gebeine der Hochseligten pommerschen Herzoge in dem Fürstlichen Begräb-

nisse unter dem Altar in einem starken Gewölbe zur Asche geworden. Und damit in der Stadt ja nichts bleiben noch gerettet werden möchte, ist jedes Haus unten und oben, ja wohl an zehn Orten mit untergelegtem Feuer und brennender Materie angesteket, welche Anzündung mit dem Winde geschah und von den russischen Offizieren, welche die Straßen auf und niederritten, so lange bewacht worden, bis alles zur Erde gestürzt. Wonach sie sich durch das Anklam'sche Thor aus der noch brennenden und rauchenden Stadt begaben; einige Bürger, die noch zurückgeblieben, haben ein am Wasserthor und ein am Baumwedsthor gestandenes Häuschen, so zwei Schustern zugehöret, gerettet, weil solches die Mordbrenner selbst vor großem Rauch nicht wahrnehmen konnten. Die übrigen Häuser insgesamt und also die ganze, gute und wohlerbaute Stadt sind nebst dem Rathause und den Staditoren zum Steinhaufen und ein ansehnlicher Vorrat an aufgeschüttetem Saatkorn von mehr als zweihundert Lasten, welche man ungeachtet aller feindlichen genaue-n Haus-suchungen dennoch bis dahin durch Gottes Gnade erhalten, insgesamt in Staub und Asche verwandelt zum unsäglichen Schaden der Landes-einwohner.

So sind also überhaupt nichts anderes als be-trübte Merkmale einer russischen Grausamkeit hinterlassen worden, denen Gott der gerechte Richter zu seiner Zeit vergelten wird, was sie wider ihre ertheilte Versprech- und Versicherung an den armen unschuldigen schwedischen Untertanen und insonderheit der so unbarmherzig und auf eine recht unchristliche mordbrennerische Art eingäscherten pommerschen Städte ausgeübet haben; ohngeachtet dieselben die von ihnen geforderten Kontributionen nach äußerstem Vermögen abgetragen haben. Der Bewohner Seufzen und Tränen, so mit dem aufsteigenden Dampf, Rauch und Flammen gen Him-mel ansteigen, werden nicht vergeblich sein, sondern zu seiner Zeit Gott selbst zum Aufstehen, und die Rute, die unserer Sünden halber wider uns gebraucht, in das Feuer zu werfen bewegen wird, davon leicht die Funken in ihr eigenes (der Russen) Vaterland fliegen können.*)

„Bedrohte Einäscherung der Stadt Anklam“.

(Erzählung des Chronisten Stavenhagen.)

Endlich kamen die Tage, daß unsere Stadt gänzlich aufgeopfert und in Schutt und Asche verwandelt werden sollte.

Wir wollen hiervon die Umstände näher erzählen.

*) Anmerkung: Diese Vergeltung dürfte wohl in dem gegenwärtigen Kriege an Rußland vollzogen werden.

Der schwedische General Graf Steinbock, welcher mit 17 000 Mann aus Schweden auf Rügen angekommen war, siegte über die Dänen bei dem Flecken Gadebusch. Er rückte ins Holsteinische und ließ die Stadt Altona in Feuer aufgehen. Der Zar Peter hierdurch zum Zorn gereizt, wollte das Vergeltungsrecht gegen einige pommersche Städte tätig werden lassen. Er befahl seinem Feldmarschall Fürst Menzikoff, die Städte Garz, Wolgast, Greifswald, Anklam und noch einige mehr in die Asche zu legen. Garz ward angezündet; Wolgast ging in Brand auf, sein glühender Dampf war den Anklamischen Einwohnern ein schauernder Anblick, und die Nachricht, ein gleiches Schicksal zu erdulden, versetzte sie in die tiefste Wehmut. Die Versicherung des russischen Befehlshabers, Obristen Strikaloff, daß ein falsches Gerücht diese Nachricht verbreite, konnte sie nicht gänzlich trösten. Der Trost und die Hilfe kam von Gott, der alles wunderbarlich lenket.

Es war der 1. April, wie der Oberst Strikaloff mit zwei Abgeordneten des Zaren dem Hauptmann von der Garde, Salaboye, und dem Adjutanten Bruschkín, auf dem Rathause vor dem versammelten Rat und der ganzen Bürgerschaft sich einfand und ihnen eröffnete, wie der Zar durch gegenwärtige Abgeordnete ihm den Befehl gegeben, die ganze Stadt rein auszulündern und sie danach einzuäschern, nur die Kirchen, womöglich dabei zu schonen. Einem jeden Einwohner sei erlaubt, zwei Hemden anzuziehen und auf vier Tage Speise zu sich zu nehmen; alles übrige sollte den Soldaten zur Beute gelassen werden. Bei Strafe der Wegführung nach Moskau sollte ein jeder anzeigen, wo er etwa noch Geld versteckt, und wo er seine übrigen Güter in Verwahrung gesetzt habe. Nach verrichteter Plünderung sollten die Bürger ohne Unterschied, alt und jung, vornehm und gering, durch seine Bedeckung von der Garnison aufs Feld geführt, und bis die ganze Stadt in Asche gelegt worden, bewacht werden. Der Rämmerer Rhode, welcher zu der Zeit das Wort im Räte führte, beantwortete diesen erschrecklichen Vortrag in rührenden, wehmütigen und von Tränen begleiteten Ausdrücken mit der Vorstellung, wie die hiesigen Einwohner das ihrige ohne Vorbehalt den fremden Völkern hingegeben; er bezog sich auch auf das von Sr. Zarischen und Königl. Polnischen Majestäten ausgegebene Manifest, kraft dessen die Einwohner bei dem ihren gelassen werden und kein Leid zu befürchten haben sollten. Man möchte erlauben, fügte er hinzu, daß man aus dieser Sache an den Fürsten Menzikoff schreiben dürfte. Diesem allem setzte man die genaueste Erfüllung des Zarischen Befehls entgegen. Es war weiter nichts zu tun, als sich der Gnade des Höchsten und der Gewalt des Zaren zu überlassen; nur diese wenigen Punkte waren der Inhalt der letzten Bitte:

- 1) daß man mit den armen Einwohnern christlich umgehen und ihnen, besonders dem weib-

lichen Geschlechte, keine Gewalt am Leibe widerfahren lassen möge;

- 2) daß man die Schule und Spitäler verschone.
- 3) daß man vergönne, das Rathaus, so viel als möglich, vor dem Feuer zu retten;
- 4) daß ein jeder, so wie er könne, sicher sofort weggehen dürfe;
- 5) daß diejenigen, die es hätten, nur zwei Taler zum Zehrpennig auf die Reise mitnehmen dürften, und
- 6) daß kein Einwohner auf dem Felde ausgezogen werden, und solchergestalt mit den Seinigen elendiglich umkommen möge.

Auf diese klägliche Kapitulation gestand man den ersten Punkt zu; der andere ward versprochen, insoweit solche Gebäude besonders und nicht zwischen den bürgerlichen Häusern stünden. Das Rathaus mußte zuerst angezündet werden. Die Einwohner sollten nicht eher aus dem Tore gelassen werden, bis die Anzündung geschehen. Alsdann müßten sie sich alle versammeln und alle auf einmal sollten unter einer Bedeckung von 50 Mann zu Fuß, dem Befehle gemäß aus dem Tore geführt werden.

Die fünfte Bitte wollte man zur Ueberlegung nehmen und die sechste Bitte wurde gewährt.

Die Soldaten standen sämtlich auf dem Markte zur Plünderung bereit, und nachdem Strikaloff sich zu denselben vom Rathause weg begeben hatte, redete der Rämmerer Rhode der versammelten Bürgerschaft nachdrücklich zu, wie sie sich bei dem bevorstehenden Unglück christlich beweisen, nicht verzagen, sondern ihr Vertrauen unablässig auf Gott setzen sollten. Der Rat müsse bei solchem jämmerlichen Zustande sein Amt wohl niederlegen, aber er bestehe der Bürgerschaft bis aufs äußerste und letzte bei stehen und sie nicht verlassen. Die Bürger sollten sich auch unter einander treu bleiben, und dem Darbenden auf dem Wege mit Brot helfen; sonst aber gewiß versichert sein, Gott werde sie nicht versäumen, sondern ihnen vielmehr durch fremde Leute Speise zubringen lassen. Die Bürgerschaft wurde hierauf unter Güssen von Tränen vom Rathause beurlaubet und ihr Gottes Gnade, Trost und Segen angewünscht. Noch selbigen Tages, vormittags um 8 Uhr, machte man mit der Plünderung den Anfang. Man besetzte alle Wohnplätze der Stadt mit doppelten Schildwachen. Bei einigen wurde so grausam geplündert, daß sie nichts, weder Essen noch Trinken beutelten; man brachte in viele Häuser Stroh und Teer zum Brennen und besetzte die Kirchtürme Tag und Nacht mit Soldaten.

Die Häuser der Prediger waren die ersten, worin die Offiziere alles wegnahmen, und was vergraben oder vermutet war, hervorsuchten. Man untersuchte sogar die Personen selbst, ob sie Geld oder andere Kleinodien bei sich führten. Diese Plünderung dauerte den Sonnabend und den Sonntag

über, und Furcht und Zittern hießen den Gottesdienst einstellen.

Endlich am Montage nach Judika, das war der dritte April, früh morgens, da die Noth und die Gefahr am größten, war Gott mit seiner Hilfe am nächsten. Es kam nämlich von dem Generalmajor Buc aus Greifswald ein Schreiben an seinen hiesigen Adjutanten, worin er meldete, daß in der Nacht des verwichenen Sonntags ein Kurier aus Holstein vom Fürsten Menzikoff in Greifswald angekommen wäre, welcher den Gegenbefehl überbracht habe, daß die Plünderung aufgehoben, den Einwohnern die weggenommenen Güter wieder erstattet und die Einäscherung der Städte und des platten Landes aufhören sollte. Diese unbeschreiblich freudige Botschaft wurde den betrübten Einwohnern sogleich bekannt gemacht, und der General Buc langte des Nachmittags in Person an.

Die Ursachen dieses sehr erfreulichen Vorfalles sind gar denkwürdig, und der ehemalige Schulrektor Sprengel erzählt sie in seiner Einladungsschrift vom 26. März 1754 folgendermaßen:

Der sächsische Befehlshaber zu Greifswald, Generalmajor von Satsan, meldete dem Feldmarschall Grafen von Flemming nach Schleswig, daß der Zar zwei Offiziere nach Anklam mit der Verordnung gesandt hätte, daß diese Stadt, wie Garz und Wolgast, geplündert und verbrannt werden sollte.

Flemming führte damals die Sachsen an, welche nebst den Russen und Dänen die Festung Tönning von dem 14. des Hornung bis zum 16. des Mai monats belagerten. Der König von Dänemark, Friedrich IV., war selbst in diesem Lager gegenwärtig. Zu diesem begab sich sogleich der Feldmarschall und stattete von dem Inhalt des gedachten Schreibens Nachricht ab. Der König sprach gleich darauf mit dem Fürsten Menzikoff, der damals in Abwesenheit des Zaren das russische Kriegsheer anführte. Er fragte ihn, warum der Zar befohlen hätte, daß die Städte in dem schwedischen Pommern geplündert und verbrannt werden sollten? Der Fürst antwortete: daß es desfalls geschehen sollte, weil Altona in die Asche gelegt worden wäre. Hierauf versetzte der König: Altona gehört mir zu. Ich will deshalb meine Gemugtung schon zu suchen wissen. Der Zar darf sich darum nicht kümmern. Er verlangte zugleich, daß der Fürst den gemessenen Befehl stellen möchte, daß solches unfehlbar nachbliebe. Der Fürst entschuldigte sich und schätzte vor, daß er das Gebot des Zaren bei Verlust des Kopfes nicht umstoßen könnte. Hierauf wurde der König zornig, schlug voller Eifer hart auf den Tisch und sagte: So will ich es nun nicht haben. Allein dieses half nichts. Menzikoff blieb unbeweglich, und der König begab sich von demselben zornig weg. Gleich nachher verfügten sich die sächsischen Generale von Flemming und die Herren von Hallard und von Ktesewetter zu dem russischen Fürsten von Dolgoruck und stellten ihm eben dergleichen im Namen ihres Königs vor.

Sie versicherten zugleich, daß der Römische Kaiser und die Reichsstände es sehr übel empfinden würden, wenn man ein so verderbliches Vorhaben an dem schwedischen Pommern, als einem Teile des römischen Reiches, ausführen wollte.

Da nun der Fürst Menzikoff auch ein Reichsstand sei, so hätten die andern Generale die größte Verbindlichkeit, denselben zu überreden, daß er einen Gegenbefehl stellen möchte. Kaum hatten diese selbigen Vortrag dem Fürsten getan, so wurde er bestürzt und sagte: Er wolle sich darüber bedenken.

Des andern Tages frühe machte der Fürst dem Könige seine gewöhnliche Aufwartung. Hier erging an ihn sogleich die Frage: Ob er sich noch nicht entschließen wolle, anderweitige Veranstaltungen zu machen. Der Fürst gab zur Antwort: Er wolle es endlich tun, wenn der König und der Feldmarschall Graf von Flemming im Namen des Königs von Polen ihm eine Schadloshaltung bei dem Zaren, der sich zu derselben Zeit im Diefeland aufhielt, schriftlich geben, unterschreiben und besiegeln wollten. Dies wurde sogleich in Erfüllung gebracht, und darauf ging der Leutnant von der Leibgarde von Werner, genannt Lamstorf, als Kurier mit dem obengedachten Gegenbefehl an den General von Buc nach Greifswald ab. Diese Nachricht ist aus der Erzählung genommen, welche der sächsische Generalmajor von Hallard dem Räte unserer Stadt tat, da dieser jenen für geleistete gnädige Fürsprache bei seiner Ankunft am 14. des Wintermonats in selbigem Jahre öffentlichen Dank abstattete.

Indessen, ehe der bemerkte Kurier ankam, wäre die arme Stadt Anklam schon vor etnigen Tagen in die Asche gelegt worden, wenn nicht die göttliche Vorsehung eine andere erhebliche Begebenheit zugelassen, und dieselbe zu einem heilsamen Endzweck geleitet.

Der russische Generalmajor Baron von Staff hatte am Sonntag Vätore Wolgast eingeeichert. Am 30. April, als am folgenden Donnerstage vor Judika, war er im Begriff, von Greifswald, wohin er sich nach dieser unmenschtlichen Handlung begeben hatte, nach Anklam abzuretzen, um den Tag darauf, dem erhaltenen Befehle gemäß, die Anzündung dieser letzteren Stadt vorzunehmen. Sein Reisegerät war schon eingepackt, als er mit Carlson, dem Befehlshaber der dänischen Kriegsschiffe, welche auf der Greifswaldischen Reede vor Anser lagen, in ein Gespräch geriet. Dieser bat jenen, daß er mit der Vollziehung der gedachten Verordnung nicht so schnell fortfahren möchte, weil man noch andere Umstände vermutete. Staff wollte in dieses Begehren nicht willigen. Sie kamen daher beide mit harten Worten zusammen. Carlson nannte das vorhabende Verhalten des Generals eine Mordbrennerei, und dieses gab Gelegenheit zu einem blutigen Zweikampfe, worin der dänische Befehlshaber auf der Stelle erstickte. Der dortige Anführer

der sächsischen Kriegsvölker, Generalmajor von Staff, ließ darauf den Baron von Staff in Verhaft nehmen, wodurch dieser unvermuthet von der Vollziehung der Einäscherung Anklams abgehalten wurde. Gleich darauf gab der russische General von Buc den wiederholten Befehl, daß, wie gedacht, die Plünderung am 1. April vorgenommen wurde. Inzwischen verursachte Carlsons Tod und Staffs Verhaftung, und die daher rührende Verzögerung durch göttliche wunderbare Regierung das Glück der Stadt Anklam.

E X T R A K T

eines
Briefes aus Tönningen,
von vornehmster glaubwürdiger
Hand.

Datirt den 15. Februar 1713

* * * * *
Aus dem Französischem übersetzt.
Bedruckt im Jahre 1713.

Tönningen, den 15. Februar 1713.

Mein Herr wird vermuthlich schon aus dem gemeinen Gerüchte vor Ankunft dieses, welches ich bei einer von ungefähr sich bietenden Gelegenheit abgehen lasse, nicht wissend, ob es zur Stelle kommen werde, vernommen haben, daß der Kommandant dieses Ortes auf eine Order Sr. Durchlaucht des Herzogs Karl Friedrich, welche Se. Erzellenz der Herr Graf Steinbock ihm eingehändigt, gestern einige Regimenter zu Fuß allhier zur Besatzung eingenommen hat. Nachdem solches geschehen, haben Se. Erzellenz ihr Lager und Quartier in der Gegend Gardingen genommen; allwo ein kleines Feld von Geestland ist, gerade von der Größe, als es die Nothdurft erfordert, um daselbst nach der Anzahl Ihrer Armee eine Schlacht zu liefern. Aber ich weiß nicht, ob die Allirten die Schweden daselbst angreifen werden, weil dieser Post (Stellung) sehr vorteilhaft ist.

Einige Pöste (Stellungen) hat der Herr Graf vor einigen Tagen verlassen, weil sie von der Hauptarmee ein wenig zu weit entfernt waren. Unter andern die Stadt Friedrichstadt, welche keineswegs zu behaupten war; deswegen ist denn auch kein Schuß dabei geschehen. Ein Post war auf einem Dörche ein Stück Weges von der Stadt, wo einige kleine Schärmügel vorgefallen.

Ich glaube doch nicht, daß dabei 15 Mann auf beiden Seiten geblieben sind; aber weil dieser Post eben so wenig als die Stadt zu behaupten war und sehr leicht abgeschnitten werden konnte, zu geschweigen, daß die feindliche große Artillerie fünfmal stärker war als die schwedische, so gaben Se. Erzellenz Befehl zum Abzuge. Dessenwegen, welche den An-

griff tun, haben insgemein den Vorteil in Verfolgung der andern; aber bei dieser Gelegenheit hat sich das Gegenteil bewiesen. Die Angegriffenen drangen immer auf die Feinde und warfen sie allemal zurück, ob es gleich in den schlechtesten Wegen der Welt war; und fanden sich bei der Hauptarmee eine halbe Meile von dem Post, welchen sie soeben verlassen hatten, wieder ein ohne Verlust.

C O P J A

Eines
Schreibens
Von
Sr. Königl. Majestät
in Preußen
An

Se. Kurfürstl. Durchlaucht zu
Braunschweig-Lüneburg
Berlin, den 18. November 1713.

Durchlauchtigster etc.

Ew. Kurfürstl. Durchlaucht habe ich mit voriger Post Meine Gedanken wegen der bekannten Holsteinschen Sache eröffnet und bin der Ihrigen (Meinung) nach Dero Freund-Wetterlichen Gefallen hinwieder darüber gewärtig.

Ich kann aber Ew. Kurfürstl. Durchlaucht nicht verhalten, wie daß ich in Erfahrung kommen, daß die Festung Tönningen in nicht geringer Gefahr seth solle. Durch Mangel nötiger Lebensmittel oder auch bei einfallendem harten Frost durch eine Erstürmung der Krone Dänemark in die Hände zu fallen.

Und weil ich nun, wie ich Ew. Kurfürstl. Durchlaucht nicht verhalten kann, Thro auch ohne dem bekannt ist, durch einen mit dem Fürstl. Hause Holstein geschlossenen Traktat verpflichtet bin, diesen wichtigen Ort demselben um jeden Preis zu erhalten und alle Meine Kräfte dazu anzuwenden; so werden Ew. Kurfürstl. Durchlaucht hochvernünftig ermesen, daß dieses Werk (der bevorstehenden Eroberung) mich nicht in geringe Verlegenheit setzet, indem ich an einer Seite Meinem mit dem Fürstl. Hause Gottorff genommenen Engagement absolut ein Genügen tun will und muß, auch Gott Lob die dazu erforderlichen Mittel an der Hand habe.

Andererseits aber doch auch weit lieber durch den Weg der Güte Meiner Verpflichtung gegen ermeldtes Haus ein Genügen tun, als gewaltsame und zur Witterung ausschlagende Mittel dazu gebrauchen wollte.

Ew. Kurfürstl. Durchlaucht werden solche Meine Absicht sonder allen Zweifel prüfen und weil ich beredet bin, daß Sie durch Ihren bei des Königs in Dänemark Majestät habenden Kredit ein Großes dazu beitragen können, daß derselbe die Festung

Tönningen in des Fürstl. Hauses Gottorff Händen lasse; so ersuche Ich dieselbe aufs inständigste, Sie wollen es dahin befördern, daß entweder höchstgedachten Königs Majestät die Blokade von Tönningen sofort gänzlich aufheben oder doch zum wenigsten Sich erklären mögen bei einfallendem Frostwetter nichts Tätliches wider den Ort vornehmen; vielmehr aber denselben und darin vorhandenen Einwohner und Garnison so lange mit nötigen Lebensmitteln versehen zu wollen, bis man in der Hauptsache völlig verglichen sein wird.

Ich will, wenn dieser Punkt zu des Fürstl. Hauses Gottorff völligen Sicherheit und unter Ewr. Kurfürstl. Garantie regulieret sein wird, bis zur Ausmachung der Hauptsache, wozu ein gewisser und so viel als möglich kurzer Termin gesetzt werden müßte, gerne auch in Ruhe und Geduld stehen und des Ausschlages der zu unternehmenden Handlung erwarten. Muß aber mit Ewr. Kurfürstlichen Durchlaucht Erlaubnis auf die Folgen hinweisen, welche gewiß und unausbleiblich daraus entstehen werden, wenn mit der Festung Tönningen etwas vorgehen sollte, so das Fürstliche Haus Gottorff diesen Ort zu verlieren oder Schaden daran zu leiden in Gefahr setzen könnte.

Ich werde Ewr. Kurfürstl. Durchlaucht Gedanken hierunter in höchstem Verlangen erwarten, damit ich in einer so delikaten Sache Meine Maßregeln in Zeiten nehmen könne und verharre beständig zc.

Berlin, den 18. November 1713.

**Kapitulations-Punkte,
welche bei der Uebergabung
der Festung
Tönningen
zwischen den Königl. dänischen
Ministern einerseits
und dem Fürstl. holsteinischen
Kommandanten Wolff
andererseits
den 7. Februar 1714 geschlossen
und stipuliert worden.**

I.

Daß der General-Major und Kommandant nebst der ganzen Garnison und allem, was dazu gehörig mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, Unter- und Obergewehr, brennenden Munten, jeder Gemeinde auch mit 24 Schuß Munitio[n] ausziehen und mit einer Eskorte den geraden Weg über Edernförde und Kiel nach Cutin sicher geleitet werde.

Antwort: Obschon der Zustand der Stadt und Garnison genugsam am Tage liegt, daß man nicht nötig hätte sich darauf einzulassen; so ist dennoch weltkundig, daß Se. Kgl. Majestät von Dänemark-Norwegen nach dem Ruin kein Verlangen tragen. Der erste Punkt wird darum dergestalt affordieret,

daß die Garnison darin verlangter Maßen ausmarschieret und die Festung Tönningen an Se. Königl. Majestät nebst der allsämmtlich darin vorhandenen Artillerie, Munitio[n], Proviant und alles, was in der Stadt und dem Schloß befindlich so zur Festung und schwedischen oder Fürstlich Gottorffischen Hause gehöret — Brieffschaften, Möbel, Geld, — übergeben wird. Gleichwie denn auch vorher alle Minen aufrichtig entdecket und den dazu kommandierten Offizieren angewiesen werden müssen und sogleich nach Unterzeichnung dieses Vertrages und geschehener Ratifikation von dem Herrn Kommandanten das Rorder Thor an Se. Königl. Majestät Truppen einzuräumen ist. . . .

II.

Daß drei metallene Kanonen, eine zwölf- und zwei sechspfündige, jede mit zwölf Schuß nebst allem Zubehör versehen mitgenommen und dazu nötige Vorspann verschaffet werden möge.

Antwort: Wird ihnen zwei sechspfündige Kanonen mit allem Zubehör und zwölf Schüssen zugestanden.

III.

Daß die sämtliche Offiziers- und Gemeinen-Bagage, und was sie mit sich nehmen, frei und unvisittet mit den benötigten Wagen und Vorspann von hier bis an gedachten Ort gebracht werde.

Antwort: Wird insoweit affordieret, daß einem jeden, so viel ihm eigen gehöret, mitzunehmen erlaubt ist, sonst aber nichts.

IV.

Daß während des Marsches bis Cutin verboten werde, die ausmarschierende Garnison um Dienst zu nehmen zu forcieren, noch einige davon, auf welcherlei Art und Weise es auch sei, an sich zu ziehen.

Antwort: Es soll keiner gezwungen werden Dienste zu nehmen.

V.

Daß dieser Marsch nach Cutin dergestalt eingerichtet werde, daß alle Tage nur zwei Meilen Weges marschieret, am dritten Tage Rasttag und die Leute so viel als möglich zusammengehalten mit gehörigem Quartier und Unterhalt versehen werden mögen.

Antwort: Wird zugestanden, je dennoch also, daß sie für ihr Geld auf dem Marsche zehren.

IV.

Daß den zurückbleibenden kranken Offizieren und Soldaten bis sie genesen — nebst einem Kommissar und einem Oberoffizier — Priester und einige Gemeinde, so die Aufsicht über die Kranken haben nebst den Feldscherern mit Medikamenten versehen hier in Tönningen zu verbleiben erlaubt sei; und sobald sie genesen mit einem guten Paß frei, samt ihren Gewehren und ihrer Mundierung zu ihren Regimentern sich begeben dürfen.

Antwort: Wird ihnen affordieret; die Meditamente und die Unterhaltung aber soll gegen Bezahlung gereicht werden.

VII.

Daß dem Hochfürstlichen Kommissariat nebst seinen Bedienten mit ihren Schriften, Rechnungen und Sachen, desgleichen den Hochfürstlichen Bedienten mit ihren Sachen nach ihrer Bequemlichkeit zu bleiben oder sicher abzugehen erlaubt sei.

Antwort: Wird den Hochfürstlichen Bedienten zugelassen zu bleiben oder weg zu gehen; jedoch mit dieser Bedingung, daß sie nichts mitnehmen, außer was ihre eignen Sachen und Brieffschaften sind.

VIII.

Wenn einige sich unter der Garnison befinden, so alhier ihren Wohnort haben, aber wegen der Jahreszeit das Ihrige nicht sogleich fortzuschaffen können, diesen frei stehe, hier zu verbleiben oder mit ihren Familien sich bis zu einer bequemeren Zeit aufzuhalten; daß alsdann ihnen sicher Geleitt mit allen bei sich habenden Sachen gegeben werde; gleichergestalt auch den Offizieren, so ihre Sachen bei dieser Jahreszeit nicht mitnehmen können, die Freiheit gegeben werde, solche nach Bequemlichkeit zu Wasser oder zu Lande wegbringen zu lassen.

Antwort: Wird affordiert.

IX.

Daß von Königl. Seiten versprochen werde, man wolle die Festung, das Schloß und die übrigen herrschaftlichen Häuser und Möbel, desgleichen das zu beiden Landschreibereien gehörige Archiv, bis zum Abschluß des Nordischen Friedens in unverändertem Zustande lassen.

Antwort: Dieses wird zu Sr. Königl. Majestät alsdann Allergnädigst weiteren Verfügung überlassen.

Anmerkung: X—XII sind ohne Bedeutung und darum vom Herausgeber ausgelassen.

XIII.

Daß die Stadt und deren Kollekten bei allen ihren habenden Privilegien, Konstitutionen und Observattonen, auch sonst bei ihren üblichen Verfassungen ohne einzige Veränderung gelassen werde.

Antwort: Wird affordiert.

XIV.

Daß die Stadt und Bürgerschaft nicht gebrandschadet werde, desgleichen die von außen bei ihr untergebrachten Güter zukünftig an den Eigentümer zurückgegeben werden möge.

Antwort: Wird affordiert.

XV.

Daß die Stadt und Bürgerschaft von allen besonderen Abgaben möge verschonet bleiben, desgleichen auch ihr in Anbetracht ihres schlechten Zustandes ein Erlaß ihrer Kontribution erteilet werde.

Antwort: Werden zu Sr. Königl. Majestät künftiger allergnädigsten Genehmigung und Verordnung anheim gestellt.

XVI.

Daß die Herren Offiziere von der hereinkommenden Garnison ihnen für ihr eigenes Geld Quartier, Speisung und was sie sich ferner verschaffen mögen, die gemeinen Soldaten aber in die Baracken geletet und für die bei der Bürgerschaft einzuquartierende ledige Mannschaft das monatliche gewöhnliche Quartiergeld bezahlet werde; da dann davor der Soldat nichts ferneres von seinem Wirt als Obdach, Salz und Sauer, Feuer und Licht zu fordern habe.

XVII.

Daß die Stadt bei ihrem jetzigen schlechten Zustande mit einer erträglichern Garnison belegt werde.

XVIII.

Es wird auf das gestiffenste ersucht, daß die aus der Bürgerschaft etwa draußen arrestierten Personen ihres Arrestes ohne Entgelt mögen entlassen werden.

XIX.

Daß dem Generalmajor und Kommandanten sofort nach geschlossenem Vertrage erlaubt sei, ein oder zwei Personen an Se. Hochfürstl. Durchlaucht abzufertigen.

Antwort: Wenn zuvor das Norder-Thor an die Königl. Truppe eingeräumet ist, wird auch dieses zugestanden.

XX.

Alles, was in diesem Vortrage enthalten ist, soll von jeder Seite steif fest, ohne Arglist und Gefährde, bei Ehre, Treu und Glauben gehalten werden.

XXI.

Von diesen aufgerichteten und geschlossenen Vertragspunkten sollen zwei gleichlautende Exemplare ausgefertigt, von beiden Teilen unterschrieben, versiegelt und jedem Teil ein Exemplar davon ausgehändiget werden.

Tönningen, den 7. Februar 1714.

Vertrag

mit dem Administrator von Holstein-Gottorp betr. die Besatzung von Steffin und Wismar. Mit 3 Separatartikeln.

Berlin, den 22. Juni 1713.

Aus: „Publikationen aus den Kgl. Preussischen Staatsarchiven. Von Dr. Viktor Loewe.

© Königl. Majestät in Preußen einerseits und des Herrn Administrators zu Schleswig-Holstein Durchlaucht andererseits sind, nach dero für die gemeine Wohlfahrt und die Beruhigung dieser Quartiere tragenden Sorgfalt, auf Mittel bedacht gewesen, wie den im Niederächsischen Kreise entstandenen Kriegsunruhen am besten vorzubeugen und die

von Ihro Kaiserl. Maj. und verschiedenen anderen großen Machthabern von Europa höchst rühmliche Absicht desto eher zur Ausführung zu bringen und die Bahn dazu zu öffnen, so haben allerhöchstgedachte Se. Königl. Maj. und des Herrn Administrators Durchlaucht nach desfalls gepflogenen Beratschlagungen — und nachdem von Ihro Fürstl. Durchlaucht bewirkt worden, daß auch Königl. schwedischerseits das Werk gebilligt wird — folgende Punkte vereinbaret.

Art. 1.

Die beiden Festungen Wismar und Stettin sollen jede mit 4 Bataillonen, nämlich 2 Königl. preussischen und 2 fürstlich gottorpischen, besetzt werden. Weil aber mit solcher Besetzung besagter Festungen sehr zu eilen ist und die fürstlich gottorpischen gegenwärtig noch in Brabant stehenden Truppen so geschwind nicht möchten zurückkommen können, so ist beliebt, daß inzwischen in einer jeden der erwähnten Festungen 2 Königl. schwedische Bataillone zurückbleiben, welche aber sogleich in des fürstlich gottorpischen Hauses Eid und Pflicht treten und hiernächst von so viel fürstlich gottorpischen Bataillonen abgewechselt und nach Stralsund geschickt werden; welche 2 fürstlich gottorpischen Bataillone längstens innerhalb zwei Monaten in die erwähnten Festungen einzürücken und dagegen die beiden schwedischen Bataillone un verzüglich herausgezogen werden sollen.

Art. 2.

Die jetzt in besagten beiden Festungen befindlichen Königl. schwedischen Truppen ziehen sich, außer den 2 Bataillonen, welche in jeder so lange bleiben, bis die fürstlich gottorpischen Truppen aus Brabant zurück und dahin kommen, vor dannen heraus, sobald die Königl. preussischen Truppen beider Mäßen sich davor präsentieren, und marschieren jene nach Stralsund und dem Lande Rügen,

wohin Se. Königl. Maj. in Preußen ihnen den Marsch sicher zu machen übernehmen.

Art. 3.

Das Gouvernement wird in beiden Orten durch einen Königlich preussischen und einen fürstlich gottorpischen dazu benennende Offiziere von gleichem militärischen Grade und solchergestalt geführt, daß keiner von dem andern abhängig ist; sollen auch beide auf diesen Vergleich im besondern vereidigt werden, wie sie denn auch in dem Kommando und Ausübung der Parole einen Tag um den andern zu wechseln, in wichtigen Dingen aber keiner ohne des andern Vorwissen und Einwilligung etwas vorzunehmen.

Art. 4.

Se. Königl. Majestät in Preußen und des Herrn Administrators Fürstl. Durchlaucht versprechen einander, daß Sie, so lange der gegenwärtige Nordische Krieg währet, ostgedachte beide Festungen weder dem einen noch dem andern der kriegführenden Teile einräumen, noch selbige in deren Hände kommen lassen, sondern bei demselben Besitztum sich bis zum Austrag der Sache unterstützen, wider alle feindliche Gewalt schützen, nachher aber dasselbe Sr. Königl. Majestät zu Schweden, wenn es verlangt werden wird, ohntweigerlich und un verzüglich in dem Stande wie sie (die Festungen) jetzt eingeräumt werden, wiederum abtreten wollen und sollen, jedoch daß Sr. Königl. Maj. in Preußen und des Herrn Herzogen Durchlaucht vor dem Abzuge ihrer Truppen alles dasjenige bar ersetzt und gezahlet werde, was Sie sowohl zum Unterhalt ihrer in den Festungen Stettin und Wismar belegten Truppen als sonst zur Ausführung dieses Traktates anwenden werden, soweit solches bei Räumung der Festungen aus den Erträgen des Landes den beiden höchst- und hohen contrahierenden Theilen bisher nicht gut getan sein wird.

(Fortsetzung folgt.)



Vier Kriegslieder

von Max Kuck (öfl. Kriegsschauplatz — Mai 1915).



Freiwillige.

Doch manche zogen aus mit festen Schritten
Und fühlten tief im Herzen leises Zittern,
Und rissen sich von Schwestern los und Müttern
Sie standen noch nicht in des ernstesten Lebens Mitten.
Hart wie die Hand ward ihres Auges fragen,
Und Schritten nun an ernster Männer Seite
Den Kampf für ihre Zukunft auszutragen.
So wurden sie zu Männern in dem ernstesten Streite.

Der Held.

Erst wenn du losgerissen,
Vom Heimgestad enttäut,
Auf hohen Lebenswogen
Mit eignem Steuer fährst, —
Wenn deines Auges Suchen
Das eine Ziel erkennt,
Und allen Stürmen trotzend
Die fremde Welle trennt, —

Wenn keiner Heimat Wimpel
Fesselnd dein Herz umschlingt,
Und keines Windes Locken
Der Heimat Seufzer bringt, —
Wenn du dich ganz verloren
In deiner Zeiten Welt:
Erst dann wird auch geboren
In dir — der Held.

Die Schlacht.

Wir standen fest, dem Feinde Trotz zu bieten.
Und probten unsers Armes stählern Wüten;
Wir fühlten uns im Kampf um Siege minnen,
Im Siege neues Leben in uns rinnen, —
Und ließen Tod um unser Leben spielen,
Daß, ob sie auch an unserer Seite fielen,
Sie klagten nicht, dem Vaterland ihr Leben,
Dem Heimatland das Letzte hinzugeben.

Daß sie dem Tode also sich verweigernd
Des Lebens Inhalt nun zum Höchsten steigend,
Und zogen neu zu Kampf und Streite
Tod hinter uns, — das Leben uns zur Seite.

Genug!

Nun da ich oft dem Tod ins Aug' geschaut,
Gib, daß mir noch des Lebens Mittag blaut.

Dem Kämpferprobten laß der Wünsche Ziel,
Des Lebens Lust, der Liebe heiters Spiel.

Des Lebens Leid, — und laß mich bauen
Ein Heim auf sonn'gen Heimatsauen.

Genug! — entschwinde nun Geklirr der Waffen,
Zum Opfer nicht, zum Leben laß mich schaffen!

Der Pommer Ernst Moritz Arndt und der gegenwärtige Weltkrieg.

Von Pastor Streurich-Groß-Zicker a. Mündigut.

Den gegenwärtigen Weltkrieg hat schon unser landsmännischer Dichter Ernst Moritz Arndt vor 100 Jahren vorausgesagt. In seiner Schrift: „Ueber Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen“ aus dem Jahre 1815 sagt er: „Zittere ich vor dieser neuen Flut von Elend (nämlich wie es durch einen Krieg hervorgerufen wird)? Als Mensch ja, denn es jammert mich eines Unglücks, das durch Weisheit hätte vermieden werden können. Zittere ich als Deutscher? Nein, denn mir ist nicht bange, daß wir alle Kämpfe ritterlich bestehen werden. Die Not wird uns weiter führen, als die Tugend und Weisheit derer uns hat führen können, die für uns das Herz und der Kopf hätten sein sollen. Wir müssen wie die Feuersteine von Eisen und Stahl ja so lange geschlagen werden, bis alle Funken aus uns herausfliegen; aber dann werden wir auch eine Flamme anzünden, daß alle Welt erstaunen und sich freuen wird. O braves und biederes deutsches Volk, verzage nicht, habe guten Mut. Wie schlecht es äußerlich mit dir aussteht und wie hinterlistig man auch alles stellt, damit du dir deiner jugendlichen Aesensstärke und der gewaltigen Kraft deines Gemütes nimmer bewußt werden sollst! Der Gott, der mit dir war und so Großes mit dir vollbrachte, wird auch ferner mit dir sein und Großes vollbringen; er ist noch in dir, er lebt und wirkt noch lebendig in dir, und seine allmächtigen Donner und Blitze werden aus dir herausgeschlagen und alle deine Widersacher vor dir zerschmettern, wann dich die Gefahr wieder anbraut. — — Ja, er wird kommen, der neue Kampf, sie wird aufblitzen, die neue Flamme der deutschen Begeisterung und des deutschen Ruhmes. Wie ein Strom, der, anfangs klein und namenlos, von Weile zu Weile seines Laufes immer von neuen Bächen und Quellen vermehrt und geschwellt wird und endlich in freudiger Fülle dem Meere zubraust, so wird die Meinung, eine öffentliche und deutsche Meinung, die jetzt kaum hie und da als ein stilles Bächlein rieselt, das von vielen frechen Händen mit Unrat besudelt und mit Schutt verstopft wird, als ein voller und mächtiger Strom durch das ganze Volk dahinbrausen und durch keine ängstlichen Späher und Aufklärer mehr zu hemmen sein.“ (S. 63—65.)

In seiner Schrift: „Belgien und was daran hängt“ sagt Arndt: „Die Schicksale der Völker sind

in Gottes Hand, doch auch in der Hand der Menschen. Ich bete, daß Weltkrieg und Weltverwüstung lange nicht gehört werden. Befest aber — was ich nicht fürchte — es könnte durch einen höllischen Schwindelgeist das Fürchterlichste geschehen und die republikanische Propaganda siegen, alle Throne niederreißen, alle Fürstentümer vertilgen, alle Geschlechter alten Glanzes mit Stumpf und Stiel ausrotten; es könnte ihr gelingen, die reine Demokratie zu verwirklichen, die Völker gleichsam zu dem geträumten Urzustande wieder herzustellen — was würde in solchem Falle zuletzt geschehen? Ein verständiger Mann, der Volksbote Gautier von der Garonne, hat den Verrückten von Paris vor drei Jahren von der Rednertribüne herab geweissagt, was dann geschehen würde. Nicht der ewige Friede voll lauter Wonnesal, den sie sich und anderen vorträumen, würde dann da sein, nicht der große Weltfuß, die große Völkervereinigung der allgemeinen Glückseligkeit — nein! Sondern eine eiserne Umarmung, eine so klirrende und schallende, daß sie über die Welt hin tönen würde, die Urkräfte der entfesselten Völker würden gegeneinander stoßen und dann in solchem schrecklichen Kampfe der wilden, losgelassenen Kräfte würden die Deutschen wohl eher jenseits der Garonne lagern als die Franzosen jenseits der Oder“ (S. 149 f.). Diese Weissagung stammt aus dem Jahre 1834.

Aus beiden Stellen geht deutlich hervor, daß Arndt einen Weltkrieg, wie wir ihn jetzt zu führen haben, längst vorausgesehen hat, nur scheint er die Ursachen dieses Krieges in revolutionären Strömungen gesucht zu haben, mit denen wir Deutschen zu kämpfen haben würden. Daß er nicht die politischen Auseinandersetzungen mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich, die nach seinem 1860 erfolgenden Tode stattfanden, gemeint haben kann, geht daraus hervor, daß sie keine Weltkriege waren, daß wir es in ihnen immer nur mit einem Volke zu tun hatten und daß die Wirkungen dieser Kriege, so bedeutend sie auch an sich waren, den Rahmen anderer Kriegswirkungen nicht überschritten.

Daß Arndt in der Tat an einen Krieg, wie wir ihn jetzt erleben, d. h. an einen Krieg des Deutschland gegen die gesamte übrige Welt gedacht hat, geht schon daraus hervor, daß er Gott einmal den „deutschen“ Gott nennt zum Unterschied von dem Gott anderer Völker („Gott ist unter uns der

gnädige, deutsche Gott; er wird uns Weisheit und Kraft geben, das Rechte zu tun und das Würdige zu beschließen, oder Europa versinkt auf Jahrhunderte unter Vergessenheit und Staub.“ „Geist der Zeit“ (III 195). Es geht auch daraus hervor, daß er unter den Feinden Deutschlands die Franzosen, Engländer und Russen nennt, mit denen wir es in dem gegenwärtigen Kriege tatsächlich zu tun haben. Unter diesen waren vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges die Engländer und Russen uns bisher immer befreundet gewesen. Aber Arndt sah eine Auseinandersetzung mit ihnen als unabweislich voraus. Er charakterisiert auch diese Nationen in derselben Weise, wie wir sie jetzt kennen lernen. Er nennt Frankreich „das wütende, verruchte und bluttriefende Frankreich, ohne Freiheit, ohne Gott, ohne Tugend“ (III 189). Er sagt von den Franzosen: Ein Volk, in welchem alles mechanische Fertigkeit geworden ist, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Frage übertrieben ist, in welchem die sinnenden und schaffenden Geister, die uns wieder zu den Bildern des verlorenen himmlischen Zustandes zurückführen, ja zurückspielen, ausgeleert sind, ein solches Volk hat die schönste Seite des Daseins verloren, das, was den irdischen Zustand zuweilen noch mit überirdischer Freude bedecken kann; ein solches Volk kann keine Reue haben über verlorenes Glück, keine Sehnsucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüften und Begierden fesselt es ganz, die irdischen und elementarischen Geister, deren Name Stolz, Ehrsucht, Eitelkeit, Habsucht, kurz deren Name Suchten ohne Unterschied sind, treiben es in wilden Leidenschaften umher und schließen das eitle und armselige Leben hier auf Erden schon zu.“ (II. 87 f.) Deshalb nennt Arndt auch die Franzosen mit Recht „europäische Chinesen“, die es bis zu einem gewissen Grade der Kultur bringen, dann aber stehen bleiben und sich nicht weiter entwickeln.

Ebenso abfällig ist auch sein Urteil über die Engländer. Er sagt über dieses Volk: „Englands Politik in Hinsicht Deutschlands ist in jeder Hinsicht engherzig und erbärmlich, in Hinsicht Preußens undankbar und schleichend, welchem es doch am meisten zu verdanken hat, daß es wieder in Hannover ist, daß es gebietend in Belgien und Holland steht und daß es in Spanien nicht mehr in dem gewaltigen Kampfe verbluten muß. Englands zeigt es klar, daß es Deutschland nicht stark machen will, daß es Preußens Stärke eher verkleinern als vermehren will. Nun die Angst vor Frankreich vorbei ist, tritt der alte Krämer wieder auf, der unsere Meere und Ströme beherrschen und ganz Deutschland womöglich in ein englisches Warenlager verwandeln will. England möchte gern auch mächtig in Deutschland stehen und es in einer Abhängigkeit erhalten, daß es sich nie in eigener Freiheit bewegen könne. Und wie schlecht erscheint es und mit welchem kleinlichen und underschwächten

Geize tritt es bei uns auf, wenn man es mit dem Kaiser Alexander von Rußland vergleicht! Dieser hat Oheime und Schwäger und Vettern und Schwestern, welche auf deutschen Fürstenthronen sitzen. Aber er hat seinen Ruhm lieber gehabt als seine Sippschaft und für sie nicht um Land und Volk gemäkelt und geworben. England hingegen, mit welchem plumpen Eigennutze stellt es sich hin, und wie läßt es sich von einigen hannoverschen Aristokraten leiten und durch deren kleinliche Vorteile gegen die einzige Macht mißbrauchen, wodurch Deutschland in sich selbst sicheren Halt und gegen Frankreichs Ehrsucht die nötige Festigkeit gewinnen könnte. Es ist wirklich empörend, daß es Preußen Länder und Herrschkeiten abdringt und Deutschlands und Preußens Sachen so schwächlich einrichten möchte, daß sie immer von dem Schwanz seiner Politik nachgeschleppt und in alle Kriege hineingerissen werden müßten, in welche es mit Frankreich oder den bourbonnischen Häusern verwickelt werden könnte“ (II. 48 f.). Die Gegenwart lehrt, wie richtig Arndt den Charakter der Engländer gezeichnet hat.

Ueber Rußland sagt Arndt: „Wir stellen keineswegs in Abrede, daß Rußland eine gewaltige Macht, daß es ein Riese ist — der erste Blick auf die Weltkarte würde uns Lügen strafen, wenn wir anderes behaupten wollten — auch wissen wir, daß vorzüglich das russische Fußheer fürchtbar ist und wie die Römer und die Spanier unter Cordova und Nobara in geschlossenen Reihen zu siegen und zu sterben versteht. Aber diesem Riesen fehlt gegen uns die Beweglichkeit und Vechtigkeit, womit der französische Tiger uns jeden Tag anspringen kann. Er ist ein Symbol jenes antediluvianischen Mamut, dessen Urgebaine in den Sümpfen Nordamerikas und in den Eisfeldern der Samoeden und Tschuktschen eingefroren liegen. Wenn man dieses Riesenmammut aus den unendlichen Räumen seiner weiten Weideplätze gegen Westen treiben und verfezen will, nimmt es im Zuge an Stärke und Kraft ab und gelangt ermattet und abgemagert kaum mit einem Viertel seiner angeborenen Gewaltigkeit zu dem Kampfplatz, wo es streiten soll“ (III. 105 vergl. damit S. 35).

In diesem Kriege muß Deutschlands Grenze anders festgelegt werden als bisher. Der Rhein darf nicht mehr Deutschlands Grenze, sondern muß Deutschlands Strom sein (vergl. „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ v. J. 1813). Die urdeutschen Vandestteile z. B. Belgien müssen wieder zu Deutschland geschlagen werden. („Ueber Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen“. 1815: — „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande, 1831“. — „Belgien und was daran hängt, 1834“).

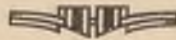
Vor allem muß Deutschland aber wieder einen Herren haben, der als Herrkönig an der Spitze seines Landes steht. „Das große und herrliche deutsche Volk darf nicht ferner schwächlich und verächtlich sein, damit einige kümmerliche Dynastien ihr

Das ist um ein paar Jahrhunderte, vielleicht nur um ein paar Jahrzehnte verlängern. Laut und frei muß es jeder Biedermann verkündigen und predigen, daß unser Volk in den jetzigen Weltverhältnissen untergehen, daß es der Raub der Franzosen und Russen werden, daß es ein zertretenes und erniedrigtes Sklavengesindel werden muß, wenn wir nicht einen gewaltigen Herrn bekommen, wenn nicht eine Macht in Deutschland erwächst, welche die Fürsten, die nun schon 3 Jahrhunderte unser Elend machten, hinstellen kann, wo sie stehen dürfen, eine Macht, stark genug, alle zu halten und, wenn es sein muß, auch alle zu bändigen, eine Macht, um welche der deutsche Geist sich fröhlich versammeln und durch die der deutsche Mut zu jeder Tugend und Herrlichkeit emporstreben könnte. O, auf allen Gassen wollen wir es ausrufen, jedem deutschen Manne vom Bettler bis zum Fürsten wollen wir es zurufen, daß wir einen Herren bedürfen, einen deutschen Herren bedürfen und keinen englischen oder französischen oder russischen und daß wir der Zukunft dieses Herren und Königs von Deutschland warten, so wahr wir der Seligkeit warten". (II. 62.)

Diese Macht und diesen König erwartet Arndt von Preußen: „Wer soll Deutschland halten und schützen, wenn Preußen es nicht schützt und hält? Wer soll Vorkämpfer des Vaterlandes sein? Wer soll Vorkämpfer der Meinung und des deutschen Geistes sein? Wer soll der Mut der Fremden wehren und den Wankelmuth der Eigenen befestigen, wenn es Preußens Stolz nicht kann? Wer soll die Bösen durch Schrecken und die Weisen durch Geist und die Guten durch Liebe regieren, als eben wieder das jugendlich kräftige und strebende Preußen? Wer endlich soll Deutschland auch hier in so vielen Beziehungen eine Gestalt und eine Bildung geben, wonach es sich so sehr sehnt und die es unter dem drückenden und vorherrschenden Einflusse der Fremden niemals gewinnen kann? Wir betrachten dies, weil es unser größtes Wohl und Wehe betrifft, etwas genauer und machen uns Preußens Verhältnis

auch in dieser Beziehung klar, und die Dämmerung der Zukunft in unserer Seele und die nächste Entwicklung der Dinge wird uns fast zur lichten Morgenröthe werden". (II. 56 f.)

Die Prophezeiungen Arndts sind zum Teil schon erfüllt. Preußen hat seit 1866 die Vormachtstellung in Deutschland erlangt und seit 1870 den Kaiser bekommen, der die Geschichte Deutschlands lenkt und leitet. Gebe Gott, daß wir nun auch das Ziel erreichen, das Arndts prophetischem Geiste vorgeschwebt hat! Wir schließen mit einem Wort des des großen Dichters: „Der Mut und der Geist herrscht und soll herrschen; wer die größte und kühnste Seele hat, der soll der Erste und Höchste sein. Die deutschen Völker wollen einen deutschen Herrn, der die Fremden aus dem Reiche treiben und die Fürsten im Gehorsam halten und den Reigen der deutschen Bildung anführen kann. Wer kann dieser Herkules Musagetes sein mit der Keule und mit der Leier, der unsere Ungeheuer vertilge und unsere apollinischen Spiele beseele? Niemand anders als das Haus Hohenzollern. Auf dieses schauen alle, welche ein Deutschland, ein von fremder Hundskei freies und in eigener Kraft und Ehre blühendes Deutschland wollen. Preußen steht recht eigentlich in Deutschland festgewurzelt und eingeschlossen mit seinen Vorteilen und Strebungen, es muß hinfort mit Deutschland stehen oder untergehen. Und sollten wir bloß weisagen, sollten wir nicht die größte Gewißheit sagen, wenn wir sagen: Das Haus Hohenzollern, das zehn bis zwölf Millionen deutscher Menschen beherrscht — — noch nie beherrschte ein Fürstenhaus so viele — und in seinem Volke ein so gewaltiges Leben hat nähren und wecken können, wird vor allen Fürsten im Reich gebieten und das zerfallene Reich wieder aufbauen? Es wird den deutschen Geist zu dem Gipfel seiner Glorie hinaufführen. Es wird die deutsche Liebe und Treue um sich versammeln und Ehre und Macht und Eintracht mit starken Händen stiften und erhalten.“



Mein Pommerland.

(Zum 10. Stiftungsfeste des Kreisabends zu Greifenberg 1900.)

Wo die grünen Wälder Tannenduft durchzieht,
Zwischen Moos und Stämmen rot die Heide blüht,
Blickt des Sees Bläue auf zur grünen Wand:
Grüßt in stiller Treue mich mein Pommerland.

Und ich wandre weiter, offen wird das Feld,
Herden auf den Triften, Lerch' am Himmelszelt.
Saaten blüh'n und weben wogendes Gewand,
Aehrendüfte schweben um mein Pommerland.

Grüner Dom der Buchen, winkst du mich herein?
Silbern schimmern Säulen, goldgrün fensterlein.
Weiße Glöckchen spenden Duft aus Kelches Rand,
Buchfink mach nicht enden, preißt mein Pommerland.

Schilf und Röhricht flüstern leise Melodein,
Rohrspatz singt und zwitschert, Kibitz ruft hinein.
Weltenfernes Tönen, doch so traut bekannt;
Singst es deinen Söhnen, du, mein Pommerland.

Breit her strömst du, Oder; Seeluft weht dich an;
Flaggen siehst du flattern, ragen Mast und Raa'n.
Werst und Helling rücken Panzer an den Rand;
Schwing sie auf den Rücken, hin zum Pommerstrand.

Von der Düne schau' ich in die weite See;
Wellenschäfchen blinken auf der blauen Höh'.
Mit den Möven schwinge, Herz, dich auf vom Strand,
Mit der Brandung singe deinem Pommerland.



Aus Pommerns Tagen im Dreißigjährigen Kriege.

Von Pastor Riez, Garz a. O.

Mitteilungen aus einer pommerschen Kirchen-
chronik.

Nicht nur Ostpreußen, das jetzt so schwer heim-
gesuchte, sondern auch unser Pommerland weiß da-
von zu sagen, welch Zerstörungswerk der Krieg in
seinem Gefolge hat. Es sei uns gestattet, an dem
Beispiel zweier kleiner Gemeinden aus dem Kreise
Randow darzutun, wie schwer unser Pommerland
in den Tagen des Dreißigjährigen Krieges gelitten
hat und wie tief dieser Krieg in die wirtschaftlichen
Verhältnisse der Provinz hineingegriffen hat.

Lange war das Randower Land von der
Kriegsurie verschont geblieben, ein Geschlecht war
herangewachsen, das sich, wenn auch kärglich, so
doch nicht hoffnungslos von seiner Hände Arbeit
ernährte. Da brach das Verhängnis herein. Be-
reits im Jahre 1627 nach mancherlei schweren Nie-
derlagen der protestantischen Fürsten waren die kai-
serlichen Generale von Arnim und von Goeke mit
30 000 Mann in Pommern eingefallen und hatten
daselbe drei Jahre gebrandschaft. 1630 wurde
auch Garz a. O. und die Umgegend von dem Feld-
marschall Torquato Conti aufs fürchtbarste heim-
gesucht. Besonders der Oberst Hans Goeke war
weit und breit gefürchtet und wegen seiner un-
menschlichen Grausamkeit verflucht. Als sich die
Runde vom Herannahen des schwedischen Heeres
unter Führung Gustav Adolfs verbreitete, machten
die Kaiserlichen es ebenso wie in unseren Tagen
die Russen in Ostpreußen beim Herannahen der
feindlichen Heere: sie verließen 1630 das Ran-
dower Land, aber nicht, ohne zuvor eine große
Reihe blühender Dörfer in Schutt und Asche gelegt
zu haben. Dieses Geschick traf in diesem Jahre
auch die beiden in der Nähe der Ober zwischen
Garz und Stettin gelegenen Dörfer Pargow und
Staffelde, die der weithin um Stettin begüterten
Familie von Wuffor gehörten, aber an Gutsbauern
verpachtet waren. Die Kirchen und die Bauern-
höfe gingen in Flammen auf, das Vieh wurde
fortgetrieben, das Ackergerät vernichtet. Das alles
geschah, um dem nachrückenden Gegner den Unter-
halt zu entziehen. Um das Elend der schwer ge-
prüften Bevölkerung erst voll zu machen, sahen sich
die nachrückenden Schweden gezwungen, die schwer-
sten Kriegskontributionen zu erheben. Ein Jahr-

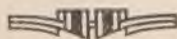
zehnt hindurch tobte der Krieg dann weiter im
Pommerlande. Als 1648 endlich der heißersehnte
und erbetene Friede einkehrte, da wurde das Land
unmittelbar darauf von einer schweren Hungersnot
heimgesucht. Und der Friede war nicht von Dauer.
Bereits 1659 hausten die Polen im Randower
Lande und äscherten manch Dorf, das aus den Ta-
gen des Dreißigjährigen Krieges übrig geblieben
war, ein.

An den Folgen dieser furchtbaren Zeiten hat
die Bevölkerung über ein Jahrhundert zu tragen
gehabt. Zunächst war es die Grundherrschaft in
Pargow und Staffelde, die Familie von Wuffor
selbst, deren Reichthum und Besitz durch den Krieg
schwer erschüttert ward. Nachdem der pommersche
Adel durch den Bankrott des Bankhauses Voitz be-
reits gegen Ende des 16. Jahrhunderts den ersten
schweren finanziellen Stoß erhalten hatte, vollende-
te der 30jährige Krieg den Zusammenbruch so
manchen alten Geschlechtes. Die Wuffors mußten
schon während des Krieges ihr Gut Pargow ver-
pfänden. Ein Sproß dieser Familie kann die
Kosten des Begräbnisses seiner Schwiegermutter nur
durch Verpfändung eines Bauernhofes aufbringen.
Die Einnahmequellen aus all den blühenden
Bauernhöfen um Stettin waren in Folge der Zer-
störung der landwirtschaftlichen Betriebe verfiel.
In Pargow und Staffelde lagen Jahrzehnte nach
dem Dreißigjährigen Kriege die Grenzhäufen unbe-
ackert; Wälder samten sich an, wo Jahrhunderte
der Bauer die Scholle gepflügt. Die Folge war,
daß die Wuffors ein Gut nach dem anderen aus
der Hand geben mußten, bis sie schließlich im
18. Jahrhundert aus dem Randowlande verschwanden.

Noch schwereren Schaden erlitten die Bauern,
die „armen und gänzlich ruinierten Untertanen“,
wie sie in einer Urkunde jener Tage genannt wer-
den! Wie sehr der Krieg unter ihnen aufgeräumt
und sie von der heimatlichen Scholle gelöst hat, zei-
gen die bäuerlichen Familienregister, die uns aus
den Tagen vor und nach dem Kriege vorliegen.
Von allen in Kirchenmatrikel von 1609 genannten
34 Bauern- und Rossätenfamilien in Pargow und
Staffelde finden wir in dem 1654 begonnenen
Kirchenbuch nur eine Familie wieder. Und das

Personenverzeichnis der schwedischen Landesvermessung zeigt ein völlig neues Geschlecht, das sich nach dem Kriege angesiedelt hatte. Die Freiheit des alten Bauernstandes war zu Grabe getragen; die Bauern und Kossäten waren Leibeigene geworden. Die Uegung der Bauern erfolgte in ausgedehntem Maße, indem die Grundherrschaften das steuerbare Bauernland, das öde lag, in steuerfreies Ritterland verwandelten, bis schließlich die schwedische Regierung hiergegen einschritt, jedoch ohne durchgreifenden Erfolg. Es war, wie vielerorts, so auch in Pargow und Staffelde zu spät. Die Bauernbevölkerung, durch den Nordischen Krieg abermals schwer heimgesucht, ging im 18. Jahrhundert ihrer Auflösung entgegen; der kapitalkräftige Besitzer kaufte einen Hof um den anderen, sodaß zum Beginn des 19. Jahrhunderts nur noch drei Bauern in Pargow übrig waren, während sie in Staffelde bereits völlig verschwunden waren. Und als bei der Separation die bäuerlichen Wirte in Pargow zwar von ihren Diensten bei der Gutsherrschaft befreit wurden, dafür aber die Hälfte ihres Landes abtreten mußten, waren die an und für sich nicht

sehr leistungsfähigen Wirtschaften derart geschwächt, daß sie in der wirtschaftlichen Notzeit nach 1813 nicht durchzuhalten vermochten und weggekauft wurden. Solche Vorgänge stehen im Pommerland nicht vereinzelt da, fast das ganze rügische Land und der größte Teil Neudorpommerns ist einst aus Bauernbesitz in Gutsbesitz übergeführt worden. Nicht nur viel wirtschaftliche Freiheit, sondern auch mancherlei kirchlich-religiöses Gut ist dadurch zu Grabe getragen. Es fehlte in jenen Tagen die starke leitende Hand der Staatsregierung und die Erkenntnis, daß die planmäßige Schaffung bäuerlichen Besitzes dem Staate ein starkes Rückgrat gibt. Wieviel besser haben es in diesen Tagen die Bauern und Kolonisten Ostpreußens, die angesichts ihrer zerstörten und ausgeraubten Höfe gewiß sein dürfen, daß Staat und Vaterland alles tun werden, ihnen das Verlorene wiederzuschaffen. Möchten sie auch mit solch unerschüttertem Glauben durch die Heimsuchungen dieser Tage gehen wie jenes vielgeprüfte und schwer gebeugte Geschlecht aus den Tagen des Dreißigjährigen Krieges!



Min Muddersprak.

C. Ramke.

Geburn in „Köllershagen“,
Sprack platt min Mudder doch,
In „Kalklaff“, wo ick tagen,
Spreckt so man hüt uck noch.

Bün hochdütsch uck ick wuren,
Hew ick mi doch bewohrt,
Wat mi is angeburen,
De ulle, leiwe Ort.

Min Mudder dehr mi wewen
Den warmen griesen Rock,
An Vadder hat mi gewen
Den stiewen Krüzdurnstock.

So warm klingt, wenn wi seggen
Wat leiw's uns, mit dat Platt,
Wenn wi in't Tüg uns leggen,
Klingt uck so knorrig dat.

Son kleinen Schwerenöter
Nenn ick „min Appelschnutt“,
An is dat Kind noch gröter,
Kümmt föter dat noch rut.

Will mi wat nich behagen,
Denn seg ick „Schockschwernot“!
An will man mi an'n Kragen,
„Schla Gott den Düwel tot“!

Aus einem stillen Winkel.

Von Prof. Dr. Brunk.

Jugend- und Kriegserinnerungen aus Pommern.

Die Preußen haben Paris genom'n,
Nun werden auch bess're Zeiten komm'n!
Trara, trara, trara!

So jauchzte alle Welt auf, als vor 101 Jahren die Kunde in die Heimat drang, daß am 31. März die verbündeten Heere ihren Einzug in die Hauptstadt Napoleons gehalten hatten. So jubelten auch wir noch als Kinder in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wenn wir, mit Holzschildern und Lanzen bewaffnet, die alte Stadtmauer gestürmt hatten. Das Verschen wurde nach der Weise des Zapfenstreiches gesungen, der man sonst in meiner Heimat von der Zeit her, als der Volksstamm der Rassen noch zahlreich an der hinterpommerschen und westpreussischen Küste saß, die Worte unterzulegen pflegte:

Wo kommen denn alle Rassen her,
Es sind ja so viele wie Sand am Meer?
Von Stolz, von Stolz, von Stolz.

Und wie mir jetzt, angesichts der herrlichen Ruhmestaten unseres Heeres, der alte Reim im Ohr klingt, da werden mit einem Schlage auch die letzten Nachklänge wieder wach, die von dem großen Ringen unserer Heldenväter um die Freiheit noch in meine Kindheit hinüberhallten.

Da sah ich wieder beim Großvater auf dem Heuboden neben der großen Sense, die der alte Nachbar Schmiedemeister einst geradegerect hatte, damit das friedliche Werkzeug des Landmannes zur gefährlichen Stoßwaffe in der Hand des Landsturmmannes werde, das alte Gewehr des Urgroßvaters mit dem eingerosteten Feuersteinschloß hängen, an dessen Hahn wir Kinder uns immer vergeblich abmühten. Da sitzen wir wieder zu Füßen der zarten, kränklichen Großmutter, die immer so gut und freundlich zu mir war, und hören sie von der Königin Luise erzählen, die einst (wohl auf der Rückreise von Königsberg im Jahre 1809) auch in dem kleinen Städtchen geweilt hatte; wie die Leute trotz des schlechten Wetters hinausgeströmt waren vor das Thor, um ihre geliebte Königin zu begrüßen. Da hatte die Königin den Wagen halten lassen und hatte den kleinen Prinzen einer Kammerfrau abgenommen und emporgehoben und der tief

ergriffenen Menge gezeigt. Dabet hatte sie so „sal“ (d. i. gelblich und weiß) ausgesehen, daß jedermann ahnte, sie würde es nicht mehr lange machen.“

Dann kam wohl die Mutter mit dem jüngeren Bruder, um uns zu einem kleinen Spaziergang durch die Hausgärten vor der Stadt abzuholen. Auf den schmalen Wegen, wo aus dem hohen Graje so schön der große Löwenzahn und die blaue Wegwarte hervorschaute, ging's an den Töpferöfen vorbei, die so geheimnisvoll ihren schwarzen Mund aufsperrten, durch den niedrigen Wallgraben zum Lindenbeschatteten „alten Kirchhof“, wo im Frühling immer der Flieder so wunderbar blühte, daß er sich tief herabneigte auf die schiefen Kreuze und die bemoosten Grabsteinplatten. Vom Kirchhof stiegen wir eine halbzerfallene Steintreppe empor zu der Bastion der alten Stadtmauer, und dann bogen wir mit etwas bangem Herzen in den düsteren Gang ein, der zwischen der hohen Mauer und dem alten Holzengut zur inneren Stadt führte. „Hier hat die arme Königin Luise“, so erzählte uns die Mutter, „als sie auf der beschwerlichen Reise Kast machte, eine Nacht geruht in einem Zimmer, auf dessen Tapete Schmetterlinge zwischen Rosen schwebten; und als sie nach einer sanften Nacht erwachte und sich, durch den Schlummer erquickt, froh in dem Zimmer umschaute, hat sie lächelnd gesagt: „Unter Rosen habe ich geschlafen, und Schmetterlinge haben mich wachgeküßt.“ Ehrfurchtsvoll-feierlich blickten wir Kinder durch die mächtige Einfahrt in den großen Burghof, der unter dem Niesenlaubdach uralter Bäume in grünlichem Dämmerlicht dalag.

Dann brachten wir der Großmutter den Feldblumenstrauß, den wir unterwegs nach Kinderart der Mutter in die Hand gedrückt hatten, und berichteten ihr, noch voll von dem Gesehenen, von unsern kleinen Erlebnissen. Zum Lohn erzählte sie uns, wie die bösen Franzosen für ihren Uebermut gestraft worden waren. Sie, denen vorher nichts gut genug gewesen war, die die Schlüssel, die ihnen die armen Ackerleute und Handwerker vorsetzten, oft zu Boden geschleudert oder den Hundehingeworfen hatten, sie waren eines Tages zerlumpt und zum Gerippe abgemagert aus Rußland zurückgekehrt und bettelten nun um ein Stückchen

trocken Brot oder eine Kartoffel; die Verwundeten und Kranken aber lagen auf den harten Pritschen in der städtischen Malzdarre und warteten sehr fleißig auf das Wasserjüpplein, das ihnen die mitleidigen Bürgerfrauen schickten.

Auch von Schill erzählte sie und seinem Freikorps, das auf seinen Streifzügen von Kolberg aus oft auch unser kleines Landstädtchen passierte und dabei nicht weniger rücksichtslos wie die Franzosen verfuhr, keine Ausrede gelten ließ, Lebensmittel requirierte und dem Ackerbürger das letzte Pferd aus dem Stalle nahm. Noch immer lebte in den sechziger Jahren die Erinnerung an die Schillschen Huzaren in einem kleinen Sprüchlein, das uns der Vater wohl in halbem Ernst zurief, wenn wir irgendeine Unart zu beschönigen versuchten: „Macht mir keine Wippchen vor!“ Wir wußten, daß die Fortsetzung lautete: „Denn ich bin vom Schillschen Korps!“ —

Wenn's Winter geworden war und wir gegen Dun werden mit blaugefrorenen Nasen und steifen Fingern vom Schlittenfahren oder vom Schneebällen heimkamen, dann drängten wir uns vor dem dicken Kachelofen um die Mutter zusammen. Ach, was war das gemütlich! Das ganze Zimmer hinter uns versank in Dunkel, vor uns zeigte uns der Ofen, der für die Nacht noch einmal mit Holz und Torf gespetzt war, durch die gitterartig durchbrochene eiserne Tür die Zähne, hinter denen die Glut auf- und niederflamnte. Dann wurden die Tageserlebnisse besprochen, Geschichten erzählt und Lieder im Volkston gesungen: „Hier sitz ich auf Rasen mit Weilchen bekränzt“, „An der Quelle saß der Knabe“, „Du hast Diamanten und Perlen“ und ähnliche aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm. Noch mehr als diese schwärmerisch-weichen Lieder gefielen uns Buben aber die Vaterlandslieder, die noch immer dieselben waren, die einst die Väter in und nach dem Freiheitskampfe begeistert hatten: „Was blasen die Trompeten? Huzaren, heraus!“ und besonders eins, in dem die Völkerschlacht bei Leipzig mit der großen Leipziger Messe verglichen wurde, auf der Napoleon durch den Marschall Blücher alles einbüßte. Es wurde nach der Melodie des Krambambuli-Liedes gesungen; den kräftigen Rhythmus pfl egten wir zur Erhöhung der Freude mit Händen und Füßen noch mehr zu betonen.

O Leipzig, deine große Messe,
Die hat mich ganz labet*) gemacht.
Die Nachwelt wird dir's nie vergessen,
Du hast mich um mein Reich gebracht.
Glaub ich im besten Schlaf zu sein,
:: Fällt mir der Marschall Blücher ein. ::

*) Gewöhnlich sagt man jetzt beim Kartenspiel „bet machen“; aber auch in dem Krambambuli-Liede heißt es in der fünften Strophe „hat mich das Spiel labet gemacht“. Faire la bete heißt

Noch unmittelbarer lernten wir Kinder den Ernst und die Not der Franzosenzeit kennen, wenn die Eltern gelegentlich über die teuren Zeiten und die hohen Steuern klagten. Dabei erwähnten sie auch wohl die Kriegsschulden aus jener Zeit, zu deren Tilgung das arme Landstädtchen noch immer jährlich Tausende von Mark aufzubringen hatte. Erst viel später, im Jahre 1892, wurde die letzte Rate bezahlt. — —

1870. Das Jahr fing böse an. Eines Tages nahm der Vater mich an der Hand und führte mich zum Gymnasium. Ich weiß es noch wie heute, wie unsäglich bang mir ums Herz war, als ich vor dem Herrn Direktor stand, dessen hohe Gestalt mir damals übermenschlich erschien. Doch gütig beugte sich sein von langem, schon ergrautem Haar umwalltes Gesicht zu mir hernieder, er schloß mein zitterndes Händchen in die seine — ich war Vorschüler, und der Ernst des Lebens begann. Aber noch konnte ich nicht lesen, da ging ein Raunen durchs Land, ernst blickte der Vater, wenn er mittags heim kam und der Mutter erzählte von Spanien und Frankreich, und plötzlich war der Krieg da.

Meine Eltern wohnten damals auf einem der vier kleinen Gütchen, die ursprünglich hart an den Gärten der Altstadt gelegen hatten und auch jetzt noch gewisse Sonderrechte genossen, obwohl sie äußerlich völlig in der Stadt ausgegangen waren. Eines Tages kam der Sohn des Besitzers heim, um Abschied von seinen Eltern zu nehmen. Er ließ ihnen einen mächtigen schwarzen Neufundländer da, der seinem Namen „Treu“ alle Ehre machte; wochenlang heulte er Nacht für Nacht nach seinem Herrn, und am Tage lag er traurig vor seiner Hütte, wenn wir Kinder uns nicht mit und auf ihm herumbalgt.

Die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz: die Franzosen haben Saarbrücken besetzt! Jammernd standen die Nachbarinnen zusammen, und die Kinder im Kreise um sie. Aber bald kamen Siegesbotschaften, und die bange Sorge wich froher Zuversicht.

Da stürzte eines Morgens unsere Hauswirtin — ich seh' sie noch vor mir — zu meiner Mutter in die Küche mit wirrem Haar und verzerrten Zügen und schrie wie von Sinnen, daß wir Kinder uns ängstlich hinausdrückten: ihr Einziger war bei St. Privat gefallen. Darum hatte auch, so wurde uns gesagt oder so sagten wir uns selbst, sein „Treu“ in der letzten Zeit so besonders anhaltend und kläglich geheult. Bald wurden nun aus dieser, bald aus jener Familie (man kannte sie in dem kleinen Städtchen ja alle) ein Verwundeter, ein Toter gemeldet. Aber wir Kinder lebten ja in dem glück-

eigentlich „einen dummen Streich machen“ oder „sich dumm stellen“; es wird aber von den Deutschen beim Spiel in der Bedeutung „zum Dummen machen“ gebraucht, so wie bete auch die Strafe bezeichnet, die „der Dumme“ zu zahlen hat. — Wer kennt obiges Lied vollständig?

lichen Alter, wo hinter der unmittelbarsten Gegenwart Vergangenheit und Zukunft verschwinden; uns trübte das wenig die Freude an den Siegen und dem, was sie uns brachten. In der Nähe des Gymnasiums lag die Post, wo die neu eingetroffenen Nachrichten angeschlagen wurden. Auf dem Wege zur Schule, in jeder Pause lief groß und klein hin, um zu sehen, ob nichts Neues vom Kriege gemeldet war. Die Großen lasen vor, und wenn's, wie gewöhnlich, eine Siegesboisheit war, dann stürmten wir Kleinen wie besessen zurück, um die ersten zu sein, die frei bekamen. Denn darin war unser sonst so strenger Direktor sehr freigebig — oder täuscht mir nur die Erinnerung vor, daß wir damals jaft immer ein freies Leben voller Sonne führten?

Eines Nachts, es mochte wohl 10 oder 11 Uhr sein, und wir Kinder schliefen schon, wurde es plötzlich auf den sonst so stillen Straßen laut: man rannte, rief und schrie. Der Lärm näherte sich, durch den herzförmigen Ausschnitt in den Laden jenen Lichtstrahlen in unser dunkles Zimmer und huschten an der gegenüberliegenden Wand entlang, und da kam auch schon der Vater aus seiner Schlafstube, stieß die Laden auf und fragte, was passiert wäre. Draußen war die Straße voller Menschen, die Fackeln, Kerzen, Lampen, Laternen in den Händen trugen; alles jubelte „Napoleon ist gefangen!“ Bekannte riefen meinem Vater zu und forderten ihn auf, mitzukommen. Er ging, und wir Jungen schliefen mit dem glücklichen Bewußtsein ein, daß morgen ein freier Tag war. Und unsere Hoffnung wurde nicht getäuscht. Alle Lehrer, selbst der ernste Direktor, waren am andern Morgen ganz aus dem Häuschen. Tränen standen ihm in den Augen, als er uns nach einer kurzen Ansprache in der Aula entließ. Den ganzen Vormittag war die Post von Neugierigen belagert; jeder wartete gespannt auf nähere Nachrichten. Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag; die sehnsüchtig erwartete Kunde blieb aus. Zweifel wurden laut, die Menge zerstreute sich, und schließlich stellte sich der ganze Sieg samt der Gefangennahme Napoleons als Scherz einiger Stargarder lustiger Bechumpane heraus. Das Beste war, wir Jungens hatten unsern freien Tag weg. So genossen wir das Vorrecht, Napoleons Gefangennahme zweimal zu feiern. Denn Sedan ließ nicht lange auf sich warten.

Das war ein Jubel! Jeder glaubte, der Krieg wäre damit zu Ende. Völkerschlachten wurden von der Jugend auf dem Müllerkamp in den alten Gräben, auf den Wällen und den spärlichen Resten der Stadtmauer geschlagen, und von nie erhörten Heldentaten wußte jeder zu berichten, wenn nach dem Abendessen die Hände sauber gewaschen waren und es aus Scharpiezupfen ging. In unserer Bekanntschaft gab es keine Familie, in der nicht Abend für Abend eine Stunde darauf verwandt wurde. Dabei wurden Geschichten erzählt oder auch vaterländische Lieder gesungen wie „Ich bin ein Preuße“, „Seil

dir im Siegerkranz“, „Deutschland über alles“ und besonders „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“.

Mein Vater las damals den „Bladderadatsch“. Verstanden wir Kinder auch meistens die treffenden humoristisch-satirischen Bemerkungen nicht, mit denen er die Ereignisse draußen im Felde begleitete, so waren doch die oft grotesken Bilder dazu unsere Sonne, und manche haben sich unauslöschlich dem Gedächtnis eingeprägt. Da war gleich zu Anfang des Krieges eins, das den Kaiser Napoleon darstellte, wie er eine große Schüssel dampfenden Blutes an die Lippen setzt. Die Unterschrift „Das Ungetüm will Blut saufen“ war lange Zeit auch nach dem Kriege noch neben „Haut ihn, daß die Lappen fliegen“ unser Schlachtruf. Auf einem andern Bilde fuhr Napoleon auf einem Veloziped — so hieß damals noch das Fahrrad — auf einem Drahtseil über den Rheinfluss. Lulu, der rücklings hinter dem Vater sitzt, ruft ihm ängstlich zu: „Papa, es tippelt!“ Unvergeßlich aber sind mir die Bilder Bismarcks mit den drei Haaren auf dem kahlen Schädel. Mit dem Füßler Kuttschke, in dem der Bladderadatsch damals den preussischen Landwehrmann verkörperte, konnte ich lange Zeit nicht ins reine kommen. Mir war es unbegreiflich, daß Kuttschke als Soldat im Felde sein sollte, wo ich Kuttschke doch jeden Tag als meinen Lehrer vor mir auf dem Katheder sah. Da ich aber meinen Augen, Ohren und gelegentlich auch meinem Gefühl in den oft spielenden und deshalb geklopften Fingern mehr traute als dem „Bladderadatsch“, so kam ich allmählich dazu, an der Existenz des Füßlers Kuttschke zu zweifeln und ihn als eine sagenhafte Person zu betrachten.

Ein großer Tag war es für uns Jungen, als die ersten Gefangenen durch unser stilles Städtchen kamen, Franzosen, Turkos und Zuaven. Sie waren aber gar nicht niedergeschlagen oder gar betäubt, sondern nahmen lachenden Mundes die Erfrischungen und Zigarren in Empfang, die ihnen die gutmütigen Bürger zuflachten: ein Franzose saß dabei im ersten Gasthof der Stadt am Markt auf der Fensterbank und ließ die Betne nach draußen baumeln.

Nach und nach wurden die Siegesnachrichten und das Feiern zur Gewohnheit; daher haben sich mir bemerkenswerte Einzelheiten, die ich wohl auch später erlebt haben werde, im Gedächtnis vermischt. Und dann — kam die Uebergabe von Paris und der Waffenstillstand. Wann die Nachricht davon in meine Heimat gelangt ist, weiß ich nicht. Jedenfalls schien sie die Gewähr eines baldigen Friedens zu bieten und sollte daher von der Bürgerschaft ganz besonders gefeiert werden. Nun stand in dem kleinen Nachbarstädtchen Falkenburg auf dem Schloß eine alte Kanone, die, Gott weiß wann und wie, dorthin gekommen war. Die gedachten meine Landsleute sich zum Viktoriafesten zu leihen. Was weiter geschah, meldete bald danach der „Bladder-

datsch" nach der Weise „Die Binschgauer wollten wallfahrten gehn“:

∴ Die Falkenburger wollten Viktoria schießen ∴
∴ Sie hatten kein Kanone nicht, das tät sie daß
verdrießen. ∴

Tschah!, tschaho!, tschahihaha!

Die Falkenburger sind schon alle da.

Nest schaffen's, daß a jeder, jeder, jeder,
jeder, jeder, jeder

∴ Sein Luntele ha'. ∴

Sie zogen zum Schloß des Herrn von Mellenthin,
Da stand seit tausend Jahren ein Karthäunlein drin.

Doch wie sie kamen, kriegten sie'n großen Schreck;
Dann wehe! Die Kanone war auf einmal weg!

Die Dramburger waren schon zuvor gekommen
Und hatten die Kanone auf Pump genommen.

Die Falkenburger kamen darob in Zorn;
„Wir müssen die Kanone ha'n!“ sie haben's ge-
schwor'n.

„Wir setzen ihnen nach! Wir holen sie ein,
Und mühten wir auch laufen bis nach Schwelbein!“

Die Falkenburger fasten die Dramburger ab —
Ach, was da für ein furchtbares Keilen es gab!

Die Falkenburger hatten den letzten Trumpf,
Sie führten die Kanone zurück im Triumph.

Gerettet war der Falkenburger Gloria;
Die Falkenburger schossen nun Viktoria!

Die Falkenburger tätten viel Pulver 'nein stopfen.
Und setzten dann drauf einen festen Pfropfen.

Fünf Schüsse schoß zur Feiter man in Falkenburg,
Beim sechsten plakte die Kanone mitten durch.

Die Dramburger lachten nun und lockten froh:
„Seht, das geschieht euch recht! Warum wart ihr
auch so!“

Uns Jungen kränkte es wenig, daß die Dram-
burger in der Fehde unterlegen waren, so daß
schließlich die Verwundeten auf Leiterwagen hatten
heimgeholt werden müssen. Paris war ja unser!
Da sangen wir den alten Reim mit neuem Recht:

Die Preußen haben Paris genom'm'n,
Nun werden auch bess're Zeiten komm'n.
Trata, trata, trata!



Die Liebelose.

Erzählung aus der pommerischen Herzogszeit von Otto Drosk.

(Fortsetzung.)

„Euer Beschluß ist mir selbstverständlich Befehl, also bleibt es dabei,“ ließ sich jetzt Herr Sambor von neuem vernehmen. „Aber bedenkt ihr auch, liebe Brüder, was geschehen würde, wenn der alte Fuchs in Ramin von unserem Vorhaben Witterung bekäme? Stich an einem von uns zu vergreifen, würde er schwerlich wagen, so fest sitzt er noch nicht im Sattel, um eine solche Dreistigkeit zu begehen. Aber zur selben Stunde würden Hilboten nach Kratau entsandt und wir bei unserem polnischen Herrn Vormund als Umstürzler und Polenfeinde angegeben werden. Zugleich aber würde man die beiden Schutzheiraten beschleunigen. Das aber wäre für uns zwielfach unangenehm. Einmal gewarnt, würde der Pole sich besser zu rüsten vermögen und uns den Sieg schwerer machen, und zum andern dürften wir uns gezwungen sehen, die jungen Fürstensöhne zur Trennung von ihren polnischen Gattinnen zu zwingen, eine Maßregel, die immerhin Verbitterung und Haß erzeugen würde, wenn einer oder der andere inzwischen wirkliche

Zuneigung zu seinem Weibe gefaßt haben sollte. Im andern Falle aber, sofern von unseren Bestrebungen nichts verlautet, ist erstens die endgiltige Demütigung des Polen mit geringeren Opfern verknüpft und zum zweiten ein nach vollbrachter Tat von uns an die Fürsten gestelltes Verlangen, nach unserem Wunsche sich zu vermählen, mit Leichtigkeit durchzuführen. Denn dann sind wir als Reiter des Vaterlandes die Gebietenden, die ihren Forderungen alsbald Erfüllung zu verschaffen vermögen. — Ich sprach soeben von Forderungen. Ich nehme nämlich wohl nicht mit Unrecht an, daß wir Edlen des Landes deren mehrere an unsere Fürsten zu stellen haben, und möchte daher bei diesem Punkte sogleich Gelegenheit nehmen, euch zu bitten, mir eure persönlichen Wünsche in nächster Zeit mitzutheilen. Denn es dürfte doch wohl nur recht und billig sein, daß wir hier Versammelten als Begründer der Freiheit unseres Vaterlandes außer den allgemeinen Standesforderungen noch besondere eigene Wünsche erfüllt sehen möchten. Und da ihr mich nun einmal zum Hauptmann für den Rache-

und Freiheitskrieg gewählt habt, so wäre ich wohl der Berufenste, euren Wünschen Geltung zu verschaffen, soweit ich sie nicht kurzer Hand selber erfüllen werde. —

Doch nun zur Hauptsache, liebe Bundesbrüder. Mit tiefster Verschwiegenheit also müssen alle unsere Vorbereitungen getroffen werden. Deshalb lasse sich jeder von uns von jedem ins Vertrauen gezogenen und wiederum ein jeder von diesen durch heiligen, bindenden Eid strengstes Schweigen, vor allem den Städten gegenüber zusichern. Laßt den Schwur bei der Göttin des Todes leisten und des Todes sei, wer ihn bricht! Der Betrs, um den wir kämpfen, ist zu hoch, als daß wir irgend einen Schwatbold oder Verräter unter uns dulden könnten. deshalb dürfen wir niemandem den Eid erlassen, und auch wir müssen ihn leisten, da nach altem Herkommen und Gesetz nur der jemandem den Eid der Verschwiegenheit abnehmen kann, der ihn in der nämlichen Sache selber geleistet hat. Zu diesem Behuf frage ich euch nunmehr, ob ihr bereit seid, diesen heiligen Eid zu schwören.“

Ein jeder war bereit zu dem Eide.

Herr Sambor war der erste, der ihn leistete. Darauf erhob sich dem Alter gemäß einer nach dem andern und sprach die uralte Eidesformel nach. Tiefstes Schweigen herrschte an der Tafel und schauerlich hallten die grausen Selbstverfluchungen, die der Eid enthielt, durch die Stille des Saales.

Nachdem alle geschworen hatten, wurde nach Herrn Sambors Vorschlag der dritte Tag nach dem großen Feste der Sommerferien für den Aufbruch zum gemeinsamen Treffpunkte festgesetzt und für diesen die Gegend um den Drahtigsee bestimmt. Dann rief Herr Sambor die beiden Knechte zurück, die vor der Eidesleistung den Saal hatten verlassen müssen. Es wäre den Sazungen zuwider gewesen, wenn ein Unfreier dieser heiligen Handlung beigewohnt hätte. Gnirko und Bliczka füllten auf ihres Herrn Geheiß aufs neue die Becher und bald hatte ausgelassene Fröhlichkeit den Ernst der letzten Stunde abgelöst.

Es waren alles tranke- und trunkeste Herren, diese Wendenedelinge, aber was bedeuteten Met, Birken- und selbst der beliebte, starke Brombeer- oder Himbeerwein gegen dies feurige und schwere südländische Gewächs! Herr Sazko war einer der ersten, dem die Knechte die Ruhestätte bereiteten, ihm folgten mehrere ältere Herren, denen der Hausherr selber ihre Schlafstätten anwies, und zuletzt saß nur noch Herr Nadeslav aus Schlessin dem Wirte gegenüber und bedauerte einmal über das andere, daß Orichenland nicht unmittelbar hinter Arakau liege, da man andernfalls nach Bestrafung der Polen auch sogleich zur Unterwerfung dieses Weinlandes schreiten könnte, das seinen jährlichen Tribut sodann in edlem Göttertrank zahlen müßte. Selbstverständlich hätten dann, wie er meinte, die Ketter des Vaterlandes alljährlich einen ausreichenden Teil dieses Tributs erhalten müssen. Nachdem

der Pflaumenschnaps brennende Herr diesen Gedanken mehrmals eifrigst entwickelt hatte, begann seine Stimme allmählich zu stocken wie der Wasserfall des Bächleins im harten Winterfrost, und zugleich sank sein ehrwürdiges Haupt schwer auf die Platte des Tisches. Nachdem er von den Knechten zur Ruhe gebracht worden war, ließ Herr Sambor das über die Hälfte geleerte Faß in die Vorratskammer schaffen und begab sich darauf in sein Schlafzimmer. Noch lange konnte man dort die Wachskerze brennen sehen, bis sie endlich spät nach Mitternacht erlosch.

Ritter Kunrad und Slavina.

Der große Küstenwald, der sich von der Mündung der Diewenow an bis an die preussische Grenze und noch weiter gen Osten hin erstreckte, zeigte gemischten Bestand. Laubhölzer aller Art wechselten mit Nadelholz ab. Unter letzterem herrschte die breitgestreute Kiefer vor; auch Eiben gab es hier noch in beträchtlicher Menge. An jagdbarem Wild war kein Mangel, wenn auch der Wolf, die allgemeine Landplage, zu nächtlicher Zeit aus seinen Schlupfwinkeln, den Gestrüpp- und Rohrdickichten, hervorbrach und arg unter dem wehrlosen Gethier hauste.

Von diesem Walde betrachtete Herr Sambor den östlich und westlich seiner Burg gelegenen Teil in einer ungefähren Ausdehnung von drei Meilen als sein Eigentum; davon betrug die westliche Strecke etwa den dritten Teil und reichte bis an die Feldmark von Hoff, wie der neue deutsche Stedler, Herr Ritter Kunrad, seine Niederlassung benannt hatte. Zwar lag noch auf dem halben Wege zwischen Horst und Hoff ein Fischerdorf, namens Kewal, aber Anrecht am Walde hatten nur die Grundherren. Andererseits aber hielt Herr Kunrad den ostwärts bis Kewal sich erstreckenden Streifen Waldes für sein rechtmäßiges Besitztum, da er es als erb- und eigentümlich von seinem Ohm, dem Bischof von Wollin, erhalten hatte, dem es wiederum nebst einer Anzahl anderer Ländereien von dem Fürsten Ratibor zuerteilt worden war.

Herr Kunrad hatte, so lange der Burgbau währte, bei seinem Ohm Aufenthalt genommen und war nur zuweilen zu seinem Besitztum hinübergeritten, um sich über den Fortgang des Baues sowie über den Stand der unterdessen bereits begonnenen Urbarmachung und Bestellung der Feldmark zu unterrichten. Er hatte jedesmal nur wenige Tage auf seiner Scholle verweilt, zumal auch das Wohnhaus seines Meiers, bei dem er Unterkunft fand, nur erst in den notwendigsten Räumlichkeiten hergestellt war. Kurz vor Beginn des neuen Jahres aber waren auch die Innenarbeiten vollendet worden und seitdem hauste Herr Kunrad auf seiner Burg. Während des Winters hatte er diese nur selten verlassen und nur einige Male Herrn Dubnik

zu Dr. Iow besucht, dessen Besetzung an die setzige grenzte. Auch Herr Dubnitz hatte wiederholt bei ihm vorgesprochen. Herr Radeslab zu Schlessin hatte sich mit Krankheit entschuldigt und ihn nicht empfangen, Herr Borant, sein zweitnächster Nachbar nach Süden zu, war von ihm nicht angetroffen worden; aber auch hier hatte es ihm geschienen, als ob man ihn nicht empfangen wolle. Die Knechte hatten ihn sogar mit recht feindseligen Blicken gemessen und ihm gar nicht einmal das Palisadentor geöffnet. Seitdem hatte er sich beschieden und war in seinen vier Pfählen geblieben. Als deutscher Ritter hielt er es für seiner unwürdig, um die Freundschaft dieser Wendenherren zu betteln.

Aber nun war mit frischem Aospentrieb, mit jungem Wiesengrün und dem fröhlichen Sange der ersten Lenzesboten der Frühling ins Land gekommen. Da hielt es denn Herrn Kunrad nicht länger in den engen Mauern seines Heims und täglich konnte man ihn in Gesellschaft zweier mächtiger Rüden, den starken Jägerspieß über der Schulter, Feld und Waldeshalbe durchstreifen sehen.

So befand er sich auch eines Tages in dem ostwärts seiner Feldmark gelegenen Waldbreit auf der Jagd. Er verfolgte die Fährte eines Wolfes, der bereits mehrere Stücke Wild zerrissen hatte und dem von seinen Leuten bisher vergeblich nachgestellt worden war. Plötzlich brach wenige Schritte von ihm entfernt durch die niedrigen Kiefern ein Hirsch, dessen Hals von einem Pfeile durchbohrt war. Der Ritter händigte seine Rüden, die dem bereits schwankenden Tiere zu folgen versuchten, und spähte sodann nach dem unbekanntem Schützen aus. Da sprang es auch schon auf kleinem Wendenroße heran. Aber wie erstaunte Herr Kunrad, als er eine in lieblichster Schönheit prangende Wendenmaid erblickte, die nach Männersttte zu Pferde saß. — Wer konnte dies jungfrische Wesen sein, dessen Wangen in der freudig erregenden Lust des edlen Weidwerks so purpurrot glühten und dessen dunkelsternige Augen so wunderbar leuchteten? Weder Herr Dubnitz noch Herr Radeslab besaßen Töchter in diesem jungfräulichen Alter. Sollte es die Tochter jenes mächtigen Edlen sein, dessen Waldgebiet an das seinige stieß und vor dem ihn sein Ohm gewarnt hatte, da er ein hochfahrender, gegen seine Knechte und Zinspflichtigen von fast fürstlichem Herrenstolze besetzter Mann sei und bisher weder selber die christliche Lehre angenommen habe noch es gestatte, daß irgend jemand seiner Untergebenen ihr folge?

Als die junge Reiterin den Deutschen erblickte, hielt sie sogleich ihr Köpfelein an und blickte mit zornig blitzenden Augen zu dem Störer ihrer Jagd freude hinüber. Der junge Edelmann aber rief in dem Glauben, daß er sich auf eigenem Grund und Boden befinde, der Jägerin scherzend zu: „Ihr jagt auf fremdem Gebiet, schöne Jungfrau! Eurem Bogen muß ich mir pflanzen zusamt dem Köcher und

den Pfeilen, die so sicher und tödlich ihr Ziel treffen.“

Herr Kunrad sprach das Pommerntwendische fließend. Während seines langjährigen Aufenthaltes am bischöflichen Hofe hatte er es gelernt.

Die Angeredete aber runzelte zornig die Stirn und Blitze schossen aus ihren dunklen Augen, während sie heftig entgegnete: „Dies Land gehört meinem Vater zweigen, dessen Burg eine Stunde von hier drunten am großen Schilffee gelegen ist. Ihr aber scheint mir einer der gierigen deutschen Räuberhande zu sein, die unsere Nachbarn im Süden und Westen bereits überfallen hat und nun auch unser Land heimzuzuchen beginnt, um Stück auf Stück davon an sich zu reißen. Ich rate Euch: tretet mir nicht nahe, soll mein Pfeil nicht Eure Brust durchbohren!“

Hochaufgerichtet auf ihrem Rosse, die Sehne des Bogens mit dem Pfeilschaft straff anziehend, ihren Widerpart zornfunkelnden Auges messend, erschien die Wenden als eine grimme Gegnerin, die blutigen Ernst zu machen gewillt war, sofern ihre Warnung nicht beachtet wurde. Voll Bewunderung blickte der Ritter auf die schöne Maid, die ihm in der Aeußerung ihres Borngefühls nur noch herrlicher erschien. Aber nicht einen Augenblick ließ er sich durch ihre Drohung einschüchtern. Seinen Jagdspieß stieß er in die Erde, befestigte daran den Koppelstrick der Rüden und ging dann festen Schrittes, ohne mit der Wimper zu zucken, auf die Reiterin zu. Und, o Wunder, diese ließ den Bogen sinken und starre fassungslos ob solcher todverachtenden Kühnheit den Ritter an. Dieser aber hob den Pfeil, der dem Mädchen entfallen war, vom Boden auf und sprach dann, indem er sich ziehend verneigte: „Den Pfeil, edle Herrin, laßt mir als Angedenken, die Pfändung Eures Bogens aber unterbleibe, bis ich festgestellt habe, ob der Herr Herzog meinem hochwürdigen Herrn Ohm, wie ich nach Euren Worten schier befürchten zu müssen vermeine, in Wahrheit irrtümlicherweise fremdes Eigentum zugesprochen hat. Und nun beendigt in Frieden Euer Weidwerk! Der von Eurem Pfeile getroffene Hirsch ging vor wenig Augenblicken flüchtig an mir vorüber. Er trägt, wie ich bemerkte, die Todeswunde und muß wenige hundert Ellen von hier zusammengebrochen sein.“

Nach diesen Worten ergriff Ritter Kunrad seinen Jagdspieß, ließ die Rüden frei und eilte ihnen in weit ausgreifenden Schritten nach. Die Jägerin folgte, ohne Widerspruch zu erheben. Bald verbellte der Hund den toten Hirsch, und der Ritter hob voll Artigkeit die Reiterin aus dem Sattel. Errötend ließ diese sich die Hilfe gefallen, verharrte aber schweigend neben ihrem Köpfelein, während ihr Begleiter auf seinem Jagdhorn dem Hirsch die letzte Ehre ertrotete. Als er jedoch nach deutscher Sitte ein grünes Reis von einer nahestehenden Tanne trennte und ihr den frischen Bruch mit den Worten „der glücklichen Schützen“ darreichte, dankte

sie, abermals tief errötend, und befestigte das Siegeszeichen nach seiner Weisung an ihrem Barett. Dann half er der Schönen in den Sattel, versprach, alsbald den Hirsch auszuweiden und durch seine Knechte in die Burg senden zu wollen, und bat schließlich um die Erlaubnis, das Fräulein bis an die von ihm angelegte Straße, die neben dem Walde einherlief, begleiten zu dürfen. Er erklärte, es trieben augenblicklich mehrere Wölfe in der Gegend ihr Unwesen, und wenn diese das Roß witterten, möchte das Fräulein in böse Gefahr geraten. Aber da blitzte es in den Augen der jungen Wendin auf und sie erwiderte: „Ich habe schon manchem dieser Grauröcke den Garaus gemacht, ich fürchte mich nicht vor ihnen. Früher gab es in unserer Herrschaft viel dieser Bestien, aber nun ist ihr Bestand seit der letzten Winterjagd stark gelichtet, und die meisten habe ich schon vordem allein erlegt.“ Stolz richtete sie sich bei diesem Bekenntnis auf, aber die Begleitung des jungen Mannes ließ sie sich gefallen. Dieser blickte voll Bewunderung zu seiner mutigen Gefährtin hinüber und oft hasteten während des Wanderns seine Augen an ihrer wohlgeformten, geschmeidigen Gestalt und ihrem jugendfrischen, lieblichen Antlitz. Und auch sie warf manch verstohlenen Blick auf den ritterlichen Jüngling mit den wallenden, goldgelben Locken, den offen und treuherzig und wiederum so selbstbewußt und kühn blickenden blauen Augen und den in Kraft und Gesundheit prangenden Gliedern. Nur wenig sprachen sie auf dem Wege, beider Herz war befangen, und daß sie dies beide selber fühlten, machte sie schließlich fast völlig schweigsam.

Als Runrad so seine Schutzbefohlene noch eine Strecke Wegs auf der Landstraße begleitet hatte, erklärte er, er wolle nun zurückkehren, um dem Hirsche sein Recht anzutun, seine Knechte zu bestellen und sodann die Fährte eines gespürten Wolfes weiter zu verfolgen. Da hielt das Fräulein ihr Kößlein an und legte ihre Hand in die Rechte des Ritters, die er ihr zum Abschied bot. Dabei blickten sie einander tief in die Augen und nun wußten sie, daß in ihrer beider Herzen plötzlich die Liebe zu einander erwacht war. Schon wollte die Jungfrau davonsprengen, da zügelte sie noch einmal ihr Roß und sagte mit leise erhebender Stimme: „Noch eine Frage, Herr Ritter, wollet mir beantworten: Wie geschah es, daß Ihr Euch vor meinem Pfeile nicht fürchtetet? Niemand meiner Volksgenossen, und wäre es der mächtigste Fürst gewesen, hätte sie erlöhnt, mir nach jener Drohung zu nahen.“

Da lächelte der Gefragte heiter und schelmisch und antwortete: „Werte Herrin, wollet nicht argwöhnen, daß ich Euch oder Euer tapferes Volk zu kränken gedächte, aber Ihr sprecht immerhin von wendischen Herren. Ein deutscher Ritter kennt keine Furcht. Wohl verehrt und achtet er die holdseligen Frauen, aber er fürchtet sie nicht. Und überdies! Hättet Ihr mir in Eurer ersten Erregung den tödlichen Pfeil gesandt, ich glaube dennoch, meine bre-

henden Augen hätten die Euren in anderem Glanze erschaut, als da Ihr mir gegenüber zu Rosse sahest. So wäre ich einen süßen Tod gestorben.“

Und als bei diesen Worten wiederum jähe Röthe in das liebliche Antlitz des jungen Weibes schoß und sie, wie ihrer selbst vergessen, in der Mähne des Kößleins spielte, auch keine Anstalten traf, den Platz zu verlassen, da ergriff der Ritter abermals ihre Hand und preßte seine Lippen in heißem Kusse auf die rosige Haut. Und dann hatte er plötzlich die Widerstandslose aus dem Sattel gehoben, drückte sie mit fröhlichem Jubelruf an seine Brust und küßte sie stürmisch auf Mund und Wangen. Und das stolze Fräulein, das bisher gleich ihrem Vater jeden Deutschen bitter gehaßt und tief verabscheut hatte, duldete in seliger Wonne des Ritters Küsse und Umarmungen. Aber dann löste sie sich plötzlich aus seinen Armen und sagte voll Bitterkeit und schmerzlicher Trauer: „Herr Ritter, Ihr vergaßt Euer. Einem Mädchen des verachteten Wendenvolkes bezeugt Ihr Eure Freundlichkeit. Ihr werdet Euch daheim Eurer Uebereilung und Verirrung schämen müssen.“

Aber da ergriff Runrad ihre Hand und indem er ihr treu und liebevoll in die Augen schaute, entgegnete er: „Ihr irrt, vielliebe Frau, ich küßte meine Herzgeliebte und weiß zur dreimal seligen Stunde, daß auch sie mir voll inniger Minne zugegan ist. Wenn der einfache deutsche Ritter ihr nicht zu gering erscheint, wird dieser das Kößlein vom Strande nach schicksallicher Frist vom Vater zu seiner Ehelebsten begehren.“

Voll seligen Entzückens und mit leuchtenden Augen hatte das Mägdlein den Worten des Ritters gelauscht, aber dann ging ein Schatten über ihr liebliches Angesicht, und sie vertraute dem Geliebten an, wie großen Haß ihr Vater gegen die deutschen Siedler hege und wie er es nie gestatten würde, daß sie sein Eheweib werde. Runrad aber sprach ihr Mut zu und sagte schließlich: „Hoffentlich wird Dein Vater noch anderer Meinung werden, sobald er mich nur erst genauer erkannt hat. Auch besitze ich in meinem Ohm, dem hochwürdigen Herrn Bischof Adalbert zu Wollin einen mächtigen Beistand. Ich werde ihn bitten, seinen Freund, euren Fürsten, zu bewegen, daß er mein Freiwerber bei Deinem Vater werde, und ich vertraue, daß es dem hohen Herrn gelingen wird, dessen Trotz zu besiegen.“

Und nun wußte Runrad der Maid so trostreich zuzusprechen, daß endlich Hoffnung in ihr bangendes Herz einzog. Sie berichtete dem Geliebten, daß ihr Vater schon vor Wochen eine längere Reise angetreten habe. Darauf beredeten beide, wie sie sich voran des öfteren heimlich sehen und ihrer Liebe pflegen möchten. Und da versprach Runrad, demnächst an bestimmten Tage und zu vereinbarter Stunde mit seinem Boote an einer Stelle des einsamen Strandes zu landen, die nicht weitab von dem Lindenbache, dem Abfluß des Schiffssees in das

Meer, in der Nähe der väterlichen Burg gelegen war. Endlich aber trennten sich die Liebenden nach inniger Umarmung. —

Der junge Ritter erschien zur verabredeten Stunde und kam abermals und öfter. So erfreuten sich die beiden jungen Menschenkinder, im dichten Dünenwalde geborgen, eine Zeit lang ungefährdet ihrer heimlichen Liebe. Aber eines Tages hatte einer der Fischer, der in dem großen, am Schiffssee gelegenen Dorfe wohnte und der bei ruhigen Wetter zuweilen auch dem Fischfang auf dem Meere oblag, das fremde Segelboot landen sehen, war neugierig ihm genäht und hatte mit dem deutschen Schiffsmann, der des Bootes am Strande hütete, ein Gespräch begonnen. Dieser aber hatte den Wenden derü abgewiesen und ihn gar mit Prügelein bedroht, als er von seiner Zudringlichkeit nicht abließ. Grollend hatte jener sich da mit seinem Fahrzeuge zurückgezogen und sich vorgenommen, den Schimpf zu rächen.

Während der nächsten Zeit machte er sich nur in seinem Rachedurst und seiner Neugier täglich den mehr als halbstündigen Weg zum Strande, um zu erforschen, ob das fremde Segelboot wiederum dort jenseits des Fließes anlege und welche Bewandnis es damit habe. Da entdeckte er denn eines Tages, wie das Fahrzeug vom Wasser her angesegelt kam und wiederum an der bekannten Uferstelle landete, worauf der deutsche Ritter dem Fahrzeuge entstieg, um allsogleich im Dünenwalde zu verschwinden. Sobald der Späher nun an einem der nächsten Tage das Fahrzeug wieder auftauchen sah, eilte er an das Fließ, begab sich über eine dort befindliche Laufbrücke an das jenseitige Ufer und verbarg sich dort in der Nähe der bekannten Landungsstelle in einer dichtlaubigen Linde. Von hier aus sah er den Fremden in den Wald eindringen, folgte ihm, geräuschlos wie eine Katze schleichend, und bemerkte nun auch Slavina, die Herrtentochter, wie sie dem Ritter entgegeneilte und sich in seine Arme warf. Nun wußte er genug und hämisch grinsend machte er sich stracks auf den Weg zu dem wendischen Oberpriester, der gleichfalls im Dorfe wohnte. Jenem berichtete er den durch die Grafentochter dem ganzen Stamme angetanen Schimpf. Der heimtückische Verräter wußte gar wohl, daß der Oberpriester es allein wagen durfte, Herrn Sambor von dem sträflichen Umgange seiner Tochter zu berichten, ja, daß der Gefürchtete sogar die Gewalt besaß, den Herrn zu zwingen, den Fremden mit Schimpf und Schande zu vertreiben, ihm wohl gar ein Leid anzutun. Denn da das blinde Volk dem Vertrauten der Götter in knechtlich unterwürfiger Furcht ergeben war, so durfte Herr Sambor es nicht wagen, dem Begehren jenes entgegen zu sein. Im geheimen hoffte der Angeber, daß bei dieser Gelegenheit auch der grobe, hochmütige Fährmann des Ritters sein Teil erhalten möchte, und so sein Rachedgefühl befriedigt werden würde.

Kanja, der Oberpriester des gesamten, Herrn Sambor zugehörigen Herrschaftsbezirks, nahm die schier unglaubliche Kunde nichts desto weniger mit heimlicher Herzensfreude auf. Hier bot sich ihm endlich einmal Gelegenheit, seinen langgenährten Haß gegen die fremdgläubigen Eindringlinge zu befriedigen. Und daß er mit dem deutschen Ritter zugleich das Oberhaupt der ganzen Steppe treffen würde, bereitete ihm besondere Genugthuung. Durch eine demütigende Kränkung des Ritters aber hielt er den schiveren Schimpf nicht für geföhnt, auch ersüßten ihm eine solche Rache viel zu milde gegenüber seinen Todfeinden, die ohne Herrn Sambors mannhafte Beharren beim alten Glauben auch ihn zu Spaten und Dunggabel verdammt hätten. Nein, hier mußte Blut fließen, nur die Vernichtung des frechen Verführers konnte die Schmach tilgen und zugleich jenen hochmütigen Pfaffenhäuptling zu Wollin in tiefster Seele verwunden.

Am liebsten hätte er es nun gesehen, wenn das Strafgericht alsbald vollzogen worden wäre; allein, der Gebieter war zur Zeit abwesend und kehrte voraussichtlich erst nach Wochen zurück. So mußte er denn seinen Rachedurst vorläufig unterdrücken. Er selber wollte sich nicht zum Rächer aufwerfen. Denn wenn die Tat ruchbar wurde, so war es um ihn geschehen. Hohe Herren aber vermochten sich besser ihrer Haut zu wehren. Ein wachsameres Auge aber wollte er auf die beiden Liebenden haben, und darin mußten ihm der Fischer und sein Tempeldiener, den er ins Vertrauen zu ziehen beabsichtigte, beistehen.

Solcher Art waren Kanjas Gedanken. Unter dessen aber genossen die Liebenden ihres Glückes, sobald nur der Wellengang des Meeres es erlaubte. Sie ahnten nicht, daß man ihnen nachspähte, und freuten sich sorglos ihrer jungen Liebe, zumal sie während der Abwesenheit Herrn Sambors nichts befürchten zu dürfen glaubten. Wie Kunrad der Geliebten mitteilte, hatte Fürst Ratibor dem Bischof versprochen, alsbald nach Herrn Sambors Rückkehr, die Kunrad vermelden sollte, seinen Edlen zu sich zu entbieten, um ihn zu bewegen, Herrn Kunrad die Tochter zum Ehegemahl zu geben. Er hatte dem geistlichen Herrn allerdings nicht verhohlen, daß Herr Sambor ein sehr starkköpfiger und vor allem stolzer Herr sei, dessen Vorfahren mit den feintigen harte Kämpfe um die Herrschaft im Lande ausgefochten hätten, bis sie sich endlich dem Greisenszepter hätten unterwerfen müssen. Er hoffte jedoch, durch besondere Gunsterweisungen den Stolzen zu bewegen, seine Einwilligung zu der Vermählung zu geben.

So schauten die Liebenden denn voll Hoffnung in die Zukunft, auf die Ueberredungskunst und Macht des Fürsten vertrauend. Der Oberpriester aber ließ durch den Fischer und Tempeldiener fleißig nach dem Ritter Auslug halten und bemerkte daheim sorgfältig jeden Tag, an dem Herr Kunrad erschien, sowie die Stunde seiner Ankunft

und Abfahrt. Herr Sambor sollte mit ihm zufrieden sein. Dieser Dienst, so hoffte er, würde ihm mehr einbringen als ein Dreitagelohb oder die Ranne prächtigen Weines, die er ihm am Tage nach der großen Winterjagd überjandt und nach deren Verrung er sich so befeligt gefühlt hatte, daß er das ganze Dorf hätte umarmen mögen. —

Der Mordplan.

Herr Sambor war soeben mit den beiden Angehörigen, die ihn auf seiner Fahrt begleitet hatten, zurückgekehrt, wenige Tage nach seinem Bruder Gniefomar, in dessen Begleitung er jetzt, unmittelbar nach seinem Eintritt in die Burg, den großen Herrensaal betrat. Herr Gniefomar war von gleich schlankem Wuchse wie sein Bruder, trug gleich diesem einen starken, bräunlichen Vollbart und zeigte entgegen der allgemeinen Gesichtsbildung des gewöhnlichen Volkes ein edel gefornntes, länglich schmales Antlitz gleich Herrn Sambor. Man hätte beide verwechseln können, wenn nicht Herrn Gniefomars Antlitz eine mächtige Narbe entstellte hätte, die sich tief und breit von der linken Stirnseite quer über Nase und Wange bis zum rechten Ohre hinzog. Auch hatte sein Auge mehr einen finsternen und stechenden als den fast hoheitsvollen Blick, der dem Bruder eignete.

„Also die Preußen sind bereit?“ fragte soeben Herr Sambor seinen Bruder, nachdem er sich in seinem Sessel niedergelassen hatte.

„Alle Stämme bis hinauf zu den Russen“ lautete die Antwort, „brennen vor Begier, dem verfluchten Polengefindel einmal gründlich die Pelze auszuklopfen und die feisten Frazen zu zerhauen. Es sind schätzungsweise allein hunderttausend Reiter, die ins Feld ziehen werden.“

„Wer übernimmt den Oberbefehl?“ fragte Herr Sambor weiter.

„Der alte Wolf Jagiello.“

„Dann ist der Sieg schon halb gewonnen. Und hätten sie auch ohne uns auf eigene Faust über kurz oder lang irgend etwas gegen die Polen unternommen?“

„Nicht gegen die Polen selbst, aber höchstwahrscheinlich gegen deren Hörige, die Pomerellen. Sie sind erdost, daß diese seit dem Tage von Nakel sich, wie die Schafe der Schur, unter das polnische Joch gebeugt haben. Sie hatten erwartet, daß sie wenigstens mit ihnen in Verbindung blieben und künftige Rachetaten vorbereiten halfen. Deshalb schien es ihnen wie eine Erlösung zu kommen, daß wir mit ihnen gemeinsame Sache machen wollen.“

„Werden sie aber nach erfolgtem Siege nicht Luft bekommen, auf dem Heimwege sich im Lande unserer Stammesbrüder häuslich niederzulassen?“

„Nein, sie sind mit dem Stegespreise, den ich ihnen in Deinem Namen gewährleistete, zufrieden.

Ein Drittel des Polenreiches ist nach meinem Bedenken auch kein Pappenstiel. Im übrigen haben wir bei unseren beiderseitigen Göttern unsere Abmachungen beschworen.“

„Ich traue keinen Eiden, die von Fürsten bei den Göttern geschworen werden,“ bemerkte Herr Sambor wegwerfend. „Sie glauben nicht mehr an die Götter, darum wechseln sie oft den nicht mehr zuträglichen Glauben, wie ein schmutziges Kleid. Unsere Fürsten sind das beste Beispiel. Sollte es bei den germanischen Stämmen anders sein? Aber der alte Wolf Jagiello haßt den Polen wie der Wolf den Hund. Das ist mir die beste Bürgschaft für seine Hilfe.“

„So habe auch ich ihn in den langen Jahren, die ich in seinem Hofe lebte, kennen gelernt,“ bestätigte der Bruder. „Uebrigens würden wir Pommern und Diutizen auch mit den geschlagenen Polen im Bunde stark genug sein, ihnen ihre unrechtmäßige Beute wieder zu entreißen. Ich habe ihnen dies auch angedeutet, indem ich von einem gegen sie gerichteten Bündnisse sprach, das Herzog Wiklav unserem Fürsten angeboten habe. Sie wurden dabei sehr hellhörig.“

„Du bist wahrhaftig ein schlauer Unterhändler,“ sprach Herr Sambor lachend. „Doch was sagten sie zu unseren Forderungen?“

„Die Vorschlebung unserer Grenzen nach Süden um einen Gebietsstreifen von zwanzig Stunden Wegs erschien ihnen nicht mehr als recht und billig, zumal dort ja unsere von Boleslav Schiefmaul geraubten Landsleute ansässig gemacht wären. Unsere Absicht, das Greifengeschlecht hier und nebenan zu verjagen, begrüßten sie mit Freuden. Sie haßten den polenfreundlichen Ratibor als Abtrünnigen wie die Sünde, während sie den schlaffen Zubislav haßten und verachteten. Daß ich seinen Herrscherstul einnehmen wolle, freute sie, wie ich bemerken konnte, aufrichtig. Sie meinten, so hätten sie doch die Sicherheit, daß Ostpommern nie mit dem Polen liebäugeln werde. Dem Stammvater würden auch die Nachfolger gleichen. Ebenso erwünscht war ihnen deine Absicht, die Herrschaft über Westpommern zu übernehmen. Sie beglückwünschten dich von ganzem Herzen. Von dem Greifengeschlecht, meinten sie, dürfe niemand am Leben bleiben. Sie würden sich andernfalls zu den Polen oder Deutschen begeben und so eine ewige Gefahr für unsere Herrschaft bilden. Der aus der Hürde verjagte Wolf kehre immer dorthin zurück, der erschlagene halte Ruhe. Von deiner Absicht, Slawina mit dem jungen Richtigamerfürsten zu vermählen, habe ich nicht gesprochen, da es eine innere Angelegenheit unserer Familie, besser gesagt, deines Hauses ist.“

Herr Sambor atmete tief auf, nachdem der Bruder seinen Bericht beendet hatte. „So wäre denn alles unserem Willen gemäß geordnet,“ sprach er. „Ich danke dir für deine tatkräftige und erfolgreiche Hilfe. Auch mir ist alles nach Wunsch geglückt. Sobald der Däne nur die geringsten Anstalten

macht, gegen uns in See zu stechen, fallen Küglaner und Obotriden in sein Land ein und zwingen ihn zur Rückkehr, worauf sie sich, mit Beute beladen, nach alter Gewohnheit zurückziehen. An ihren festen Burgen aber beißt er sich vergeblich die Zähne aus. Die Edlen der Dutzigen haben ihre Hilfe zugesagt, als ich ihnen das eidliche Versprechen gab, die Regierung unseres Landes zu übernehmen und sie von der verhassten Christenlehre zu befreien. Nachdem ihnen bei Stolp an der Peene, an Wartislabs Todesstätte, von dessen Gattin und Ratibor ein Kloster hingesezt und mit stundenweisem Grundbesitz ausgestattet wurde, befürchten sie bei der bekannten Sucht unseres Fürsten, Klöster zu bauen, — soeben hat er ja wieder ein solches zu Grabow auf Usedom vollendet — daß ihr ganzes Ländchen allmählich Herrn Ratibors Leidenschaft zum Opfer fallen möchte. Auch sind dort die Pfaffen ebenso anspruchsvoll wie hier. — Aber nun der dritte Punkt! Du bist ja von Kolberg aus zu Lande gekommen, wie steht es mit unserer Sache im eigenen Volke?“

„Ich bin mit Absicht etwas die Kreuz und Quer gezogen,“ erwiderte Herr Gniefomar. „Ueberall, wo ich vorsprach, erwartete man mit Ungeduld den Tag der Erhebung. Allerorten wird aufs eifrigste gerüstet, die Schmiede haben volle Arbeit, Sicheln und Krummesser werden gerade gereckt, und selbst manche steinerne Streitart, mit der vordem die Kinder gespielt hatten, sah ich über dem Schleifstein. Herr Bertow, der für sein Teil allein über zwanzig Herren aufgesucht hat, ist nicht von einem unverrichteter Sache geschieden, und so wird es allen begegnet sein. Die Städte sind selbstverständlich nicht besucht; denen bleibt ja keine Wahl, sie müssen uns folgen.“

„Nun denn,“ sagte Herr Sambor mit ernster Stimme, „wenn alles den Vorbereitungen gemäß ausfällt, tragen wir nach kaum einem Mondumlaufe die Fürstenkrone.“

Da erkönten Stimmen in der Vorhalle und die Brüder erhoben sich von ihren Sizen.

Es war Kanja, der Oberpriester, den Herr Sambor beim Oeffnen der Thür erblickte und der soeben den Knecht Plietzka nochmals dringlich aufforderte, dem Herrn zu melden, daß er ihn in wichtiger Angelegenheit sogleich zu sprechen wünsche.

„Nun, was hast Du denn für eine so bedeutungsvolle Sache mit mir zu verhandeln, mein Lieber Kanja,“ fragte der Hausherr den Ankömmling, indem er leutselig seine Hand auf des Priesters Schulter legte. „Ist Dir eine Seele untreu geworden und heimlich zu den Christenhunden entwichen? Ich möchte so etwas an keinem meiner Untergebenen erleben. Der Betreffende hätte keine guten Tage bei mir.“

Kanja warf einen Seitenblick auf Herrn Gniefomar und schaute darauf fragend zu seinem Herrn herauf. Kanjas Buch ging nämlich mehr in die

Breite als in die Länge, Herr Sambor überragte ihn um Haupteslänge.

„Du kannst Dein Anliegen getrost vorbringen,“ beruhigte der Burgherr, der die stumme Frage bemerkt hatte, den Unschlüssigen. „Vor Herrn Gniefomar habe ich kein Geheimnis.“

„Es handelt sich allerdings um eine abtrünnige Seele,“ begann nun Kanja, nachdem er auf den ihm angebotenen Sessel Plaz genommen hatte. „Ich meine nämlich, wenn jemand mit einem Christen näheren Umgang pflegt, so steht er auch dessen Glauben nicht fern.“

„Da hast Du vollkommen Recht,“ bekräftigte Herr Sambor. „Ein räudiger Rüter macht den andern räudig. Doch von wem sprichst Du?“

„Von dem deutschen Ritter,“ Herr Sambor.

„Ah,“ lachte der Hausherr, „und mit dem Christenfreunde meinst Du natürlich Herrn Dubnik. Aber daß dieser den Schwarzmänteln ins Garn gegangen ist, wissen wir schon lange, auch steht er nicht unter unserer Gerichtsbarkeit.“

Der Oberpriester rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her. Es wurde ihm doch ungemein schwer, seine Aufgabe zu erfüllen. Aber es mußte geschehen, ein Zurückweichen war nicht mehr möglich. Deshalb begann er von neuem: „Es muß zwar jeden Vaterlands- und Götterfreund in tiefster Seele kränken, wenn er sieht, wie busenfreundlich Herr Dubnik mit dem deutschen Ritter verkehrt und wie er seine armen Untergebenen bedrückt und maßregelt, wenn einmal irgend einer aus Unachtsamkeit oder in alter Gewohnheit unserer Götter gedenkt, aber der Gutsherr von Dresow ist sein eigener Gebieter. Nein, es handelt sich hier um jemand, der noch unter der väterlichen Machtbefugnis steht, um ein junges Weib, das der hinterlistige Fremdling allem Anschein nach durch geheime Zauberkünste betört hat, und die nun mit ihm heimlichen Liebesumgang pflegt. Denn anders ist es nicht möglich, daß sie sich einer so gräßlichen und selbstschänderischen Verirrung schuldig machen konnte.“

„Und wer ist das Weib?“ fragte Herr Sambor, dem die Angelegenheit jetzt doch von Bedeutung zu werden begann.

„Ich wiederhole noch einmal,“ erklärte der Priester, bevor er antwortete, daß ich, wie sicherlich auch jeder unparteiisch Denkende, das junge Mädchen für durchaus schuldlos halte. Sie ist eben das Opfer einer fluchwürdigen Zauberei. Es ist, Herr Sambor, unsere junge Herrin Slavina.“

Der Burgherr erhob sich jäh von seinem Stuhle, seine Rechte fuhr nach dem Dolche, der in künstlich verzierter, Albernner Scheide an seinem Gurte hing, und der starke Mann hebte an allen Gliedern, während er dicht an den Sprecher herantrat und ihn zornfunkelnden Auges ansah: „Das lügst Du, Bube! Entsezlich wirst Du mir für diesen Schimpf, den Du meinem Hause antust, büßen.“

Auch Kanja hatte sich erhoben, aber ohne mit der Wimper zu zucken, hielt er dem erschrecklichen Bornesausbruch seines Herrn stand und erwiderte ruhig: „Ich meine, daß es eines wahrhaft treuen Dieners Zeichen und Pflicht ist, seinen Gebieter auch auf die Gefahr hin, ihm Schmerz zu bereiten, rechtzeitig zu warnen, wenn die Ehre des Hauses auf dem Spiele steht. Und diese Pflicht habe ich soeben erfüllt.“

Durch das sichere Auftreten seines Priesters entwaffnet zwang Herr Sambor sich gewaltsam zur Ruhe, aber seine furchtbare Erregung bekundete trotzdem das krampfartige Zittern, das seine Glieder durchschauerte. Mit heiserer Stimme fragte er nunmehr den Ankläger seiner Tochter: „Und womit vermagst Du Deine Verdächtig . . . Deine Behauptung zu beweisen?“

„Seitdem Ihr Eure Reise angetreten habt, Herr Sambor,“ antwortete der Gefragte, „ist der Ritter genau zwölfmal mit seinem Boote diesseits des Lindensbaches am Strande gelandet und ist darauf jedesmal mit der jungen Herrin, die ihn erwartete, im Dünenwalde zusammengetroffen. Meine Feststellungen begannen acht Tage nach Eurer Abreise, nachdem das Landen des Bootes zum zweiten Male bemerkt und mir Mitteilung davon gemacht worden war. Wie oft der Fremde schon vorher unseren Strand betreten hat, vermag ich nicht anzugeben.“

„Wer hat den Ritter zum ersten Male hier bemerkt und wer die übrigen Beobachtungen gemacht?“ forschte der Burgherr weiter.

„Der erste, der ihn hier gesehen hat, war der Fischer Ranski unten aus dem Dorfe. Dieser und mein Tempeldiener Metelka haben dann die weiteren Nachforschungen angestellt.“

„Wer weiß außer jenen noch um die Sache?“

„Niemand,“ ich habe ihnen aufs strengste verboten, mit irgend jemand über unsere Wahrnehmungen zu sprechen.“

„Wer von beiden hat das Zusammentreffen des Deutschen mit der jungen Herrin festgestellt?“

„Der Fischer.“

„Was hat er davon berichtet?“

„Die junge Herrin hat den Deutschen mit Liebeskosen empfangen, worauf beide dem dichterem Walde zugeschlitten sind.“

„Wie oft hat der Fischer dies Gebaren beobachtet?“

„Nur dies eine Mal, ich habe ihm fernere Nachspürungen verboten, einmal behufs Wahrung der Ehrerbietung und zweitens, weil ich befürchtete, der Späher könnte von dem Schurken entdeckt werden und dieser sich durch Fernbleiben der gerechten Strafe entziehen.“

„Da hast Du wohl getan, seiner Strafe soll der Galunke nicht entgehen. Wir werden dem verliebten Schürzenjäger das Wiederkommen gründlich verleißen,“ bekräftigte Herr Sambor mit grimmiger Miene und fügte dann in bedeutsamem Tone hinzu:

„Vielleicht ist mir in allernächster Zeit Gelegenheit geboten, Dir für Deine Treue und Dienstfertigkeit in gebührender Weise zu danken. Ein Mann von solcher Umsicht und Ergebenheit gegen seinen Herrn darf nicht als herrschaftlicher Priester sein Leben beschließen. Der künftige Fürst Pommerns wird Männer Deiner Art verwerten können.“

Während der beglückte Priester, der den ganzen Sinn der Worte nicht verstand, sich damit begnügte, seinen Dank durch eine tiefe Verneigung abzustatten, fuhr Herr Sambor fort: „Du haltest längere Zeit zum Nachdenken als ich. Worin soll denn Deiner Meinung nach die Strafe für den Schurken bestehen?“

„Ich halte den Tod für die einzige Sühne seines Verbrechens.“

Herr Sambor fuhr erschrocken zurück. „Den Tod? wiederholte er. „Dir ist doch nicht unbekannt, daß der Ritter der Nefte des Bischofs und dieser unseres Herrn Fürsten vertrauester Freund ist. Wir würden die Rache beider auf uns ziehen, wenn die Tat ruckbar würde.“

„Das darf und wird sie eben nicht,“ meinte der Priester und in selbstgefälliger Wichtigkeit fuhr er fort:

„Ich habe alles bis ins Kleinste überlegt, und wenn Ihr mir Gehör schenken wollt, so will ich Euch meinen Plan genau darlegen.“

Nachdem Herr Sambor seine Bereitwilligkeit, ihn anzuhören, erklärt und ihn zum Niedersitzen genötigt hatte, begann der Priester folgendermaßen:

„Vor allen Dingen darf meiner Meinung nach die junge Herrin vorerst nicht erfahren, daß ihr Geheimnis verraten ist. Wie sehr Ihr, Herr Sambor, daher auch darnach verlangen möget, der jungen Herrin Mitteilung von den Zaubereien des listigen Seelenverführers zu machen, um sie von weiterem Verkehr mit demselben abzuhalten, so dürft Ihr Euer besorgtes Vaterherz dennoch nicht sprechen lassen, da andernfalls, so lange die Wirksamkeit des Zaubers nicht durch den Tod des Zaubermächtigen gebrochen ist, die Herrin den Uebeltäter sogleich warnen würde. So könnte er möglicherweise noch längere Zeit sein Unwesen treiben und wohl gar Eurer Rache entgehen. Augenblicklich herrscht nun großes Unwetter auf der See und es wird auch einige Tage währen, bis sich das Meer wieder beruhigt. Sobald dies geschehen ist, muß der genannte Fischer von einem hohen Standpunkte aus nach dem Boote beständigen Auslug halten und dessen Auftauchen sofort durch ein verabredetes Zeichen meinem unterhalb der Burg am Strande harrenden Tempeldiener melden. Dieser überbringt Euch im Eilkraft die Botschaft, für den stundenlangsten Leistung von kaum einer Viertelstunde Dauer. Sogleich nach seiner Ankunft entsendet Ihr dann zwei vorher in das Geheimnis eingeweihte und über ihre Aufgabe unterrichtete Knechte zum Strande. Diese legen sich in der Nähe

der Stelle, wo der Ritter zu landen pflegt, auf die Dauer und erwarten das Fahrzeug. Selbst bei günstigem Winde währt es nämlich immerhin gegen eine Stunde, bis das Boot von der Stelle, wo es gesichtet wurde, zu seinem Bestimmungsorte gelangt. Denn ein gutes Auge, und das besitzt der Fischer, nimmt das Segel schon auf eine Meile Entfernung wahr. Ist der Ritter dem Boote entfliegen und im Walde verschwunden, so machen sich die Knechte an den Bootsmann heran und erschlagen ihn. Nun lassen sie das leere Boot auf die See hinaussegeln und schleichen dann dem Ritter nach, den sie alsbald gleichfalls der Todesgöttin weihen. Die Herrin muß an diesem Tage selbstverständlich unter irgend einem Vorwande, wenn nötig, mit Gewalt verhindert werden, die Stätte der heimlichen Zusammenkünfte aufzusuchen."

"Ich möchte aber kein Blut vergießen," erklärte Herr Sambor, nachdem Kanja seinen Plan entwidelt hatte. „Meuchelmord widerstrebt mir. Ich hatte zwar an eine harte, abschreckende Bestrafung gedacht, aber mehr an eine die Mannesehre verletzende, ja selbst beschimpfende, in Folge deren die Scham den Ritter abhalten würde, der Herrin fernerhin nachzustellen, und die ihn wohl gar zwingen müßte, die Gegend überhaupt zu verlassen. Es handelt sich doch immerhin um eine rein persönliche Angelegenheit; ginge sie allerdings das Gemeinwohl an, so würde ich anders urteilen. Wenn das Wohl des Vaterlandes auf dem Spiele steht, darf man vor nichts zurückschrecken.“

Während Herr Gniefomar bei diesen Worten seines Bruders einige Worte der Zustimmung murmelte, erwiderte der Priester: „Ich bin nun aber gerade der Ansicht, daß diese Angelegenheit, wenn sie auch zunächst Euer Haus angeht, doch recht sehr das allgemeine Wohl und Wehe berührt. Im Euch als einem der vornehmsten und einflussreichsten Herren des Landes ist durch das schändliche Treiben des Ritters in Wirklichkeit das ganze Volk beleidigt und bedroht. Was aber gilt diesen dachhäutigen deutschen Bettlern die Kränkung ihrer Ehre! Wir haben es ja an ihren Priestern in der ersten Zeit oft genug erlebt. Sie ließen sich prügeln wie die Hunde und wehrten sich nicht. Im Gegenteil, sie krochen, nachdem sie geschlagen und beschimpft waren, vor ihren Beleidigern in schamloser Weise und noch dazu mit widerlich freundlicher Frage, als wenn sie mit Mehl und Honigplinzen bedacht worden wären. So wird auch jener, selbst wenn Ihr, wie Ihr es zu beabsichtigen scheint, an ihm die entehrende Strafe der öffentlichen Durchpeitschung vornehmen ließe, die Schmach abschütteln wie der Kläffer die Schläge. Die Strafe der Körperverstümmelung aber dürftet Ihr nicht anwenden, da Ihr andernfalls den Zorn des Fürsten, unter dessen Schutz die bisher eingewanderten Deutschen stehen, auf Euch laden und die Rache des Geschändeten sowie seines Ohms gegen Euch heraufbeschwören würdet. Für Eure Person aber wäre

die Folge, daß Ihr Euch auf Eurem eigenen Grund und Boden, besonders in Eurem Waldgebiete, nicht bewegen könntet ohne das stete Befürchten, dem aus dem Hinterhalt abgesandten Mordgeschoße des Rächlichen zum Opfer fallen. Für unser Land aber wäre mit dieser Art der Bestrafung nichts gewonnen, vielmehr würden des Ritters Landsleute, soweit sie schon im Lande sind oder uns noch heimsuchen werden, nur größere Vorsicht bei ihrem Tun und Treiben anwenden. Eine ganz andere, für die Gesamtheit nützliche Wirkung aber könnte erzielt werden, wenn der Ritter spurlos verschwände. Es würden sofort die eifrigsten Nachforschungen angestellt werden. Man würde ermitteln, daß er in letzter Zeit wiederholtlich in Begleitung seines Bootsknechtes Ausfahrten unternommen hat. Sicherlich würde dabei auch festgestellt werden, daß er sich nach Osten hin zu wenden pflegte. Man würde die ganze Küste auf und ab nachsuchen halten und schließlich das irgendwo angetriebene, unversehrte Boot entdecken. Aus den ganzen Umständen, besonders wenn man die Leichname nicht angeschwemmt fände, müßte man erkennen, daß ein Unglücksfall auf der See nicht in Frage komme, und würde zuletzt zu der Ueberzeugung gelangen, daß Ritter und Knecht zu Lande einen gewaltsamen Tod erlitten hätten. Und zu dieser Erkenntnis sollen sie eben kommen, zu keiner andern sonst. Sie müssen die Gewißheit erhalten, daß der Deutsche von dem Pommer gerichtet worden ist. Das wird zunächst ein gewaltiges Geschrei unter ihresgleichen verursachen, und die Kunde von dem Geschehenen wird, hauptsächlich auch wegen des vornehmen Standes des Verschwundenen und seines Ohms, von einem Ende des Landes bis zum anderen sich verbreiten, ja wegen der Verbindungen des Bischofs weit hinaus über die Landesgrenzen in das Gebiet der Deutschen gelangen. Und dies wird eine heilsame Wirkung ausüben. Man wird erkennen, daß das Hausen unter uns Pommer doch auch mit recht großen Unannehmlichkeiten, die sogar den Hals kosten können, verknüpft ist. Mancher Abenteuerer wird dadurch von der Einwanderung abgeschreckt werden. Und wenn, was ich hoffe und wozu ich für mein Teil beitragen werde, das hiesige Beispiel Nachahmung findet, so wird unser Pommerland zu seinem Heile bei den Deutschen bald ebenso verschrien sein wie Preußen bei den Polen. Ihr aber, Herr Sambor, habt die Gewnugtuung, Eurem Volke einen großen Dienst erwiesen zu haben; bisher hat sich das deutsche Ungeziefer bei uns ja nur erst hier und da vereinzelt eingemischt; noch ist es also zu unterdrücken.“

Herr Sambor schüttelte das Haupt. „Wir Pommer,“ erwiderte er, „sind stark genug, um uns unserer Feinde im offenen Tageslichte vor aller Augen zu entledigen. Und wir werden es tun. Aber was unseren besonderen Fall betrifft, so bin ich inzwischen zu einem anderen Entschluß gelangt. Die Rache des Ritters und seiner Sippe würde mich

nicht schrecken. Ihre Tage hier im Lande sind, wie ich Dir in allernächster Zeit noch auseinandersetzen werde, gezählt. Aber man soll mir einmal nicht nachsagen, daß ich gemeine Rache geübt habe. Auch diesen meinen Wunsch wirst Du später begreifen. Des Ritters Strafe wird daher nur die gleiche sein, die seine Volksgenossen trifft. Man wird sie über die Grenze bringen und ihnen bei Leib- und Lebensstrafe die Rückkehr untersagen. Ein niedriges Rachestück aber würde es sein und für den Ritter eine härtere Strafe als der Tod bedeuten, wenn ich die öffentliche Brandmarkung, die ich ihm im ersten Aufwallen meines Zornes bestimmt hatte, gegen ihn antwenden würde. Denn ein deutscher Ritter ist von anderem Schlage als die Pfaffengesellschaft, von der Du sprichst. Diesen allerdings schreiben ihre heiligen Satzungen vor, den empfangenen Schlag nicht zu erwidern, vielmehr ihre grimmigsten Feinde zu lieben, eine dem Feigen willkommene und Schwächlinge züchtende Lehre. Ein deutscher Ritter aber befolgt nach allem, was ich erfahren habe, ein sehr feines Ehrgefühl und soll viel lieber den Tod erleiden als seiner Ehre das Geringste vergeben. Daher würde ich mich zwar großmüthig bezeigen, wenn ich ihn zum Tode verurtheilte, jedoch würde auch dies immer eine persönliche Rache nahme bleiben und als solche richtig gedeutet werden. Aber das neue, bessere Zeitalter, das bald für unser Land anbrechen wird, soll nicht durch eine niedrige That eingeleitet werden, die leitenden Männer sollen durch eine solche nicht befleckt werden.“

Aber nun sprang der Oberpriester mit einer Behendigkeit, die man bei seiner starken Beleiðtheit kaum erwartet hätte, von seinem Sitze auf und rief mit erregter Stimme: „Das darf unter keinen Umständen geschehen, Herr Sambor! Wollt Ihr für Eure Person von einer Bestrafung des Schurken absehen, so fordere ich ihn für mich als Oberpriester und Vollstrecker des Willens unserer Götter. Er hat durch geheime Zaubermittel eine Tochter des Wendenvolkes und Befennerin des alten Götterglaubens in schmächtigster Weise verführt, ihrem Volke und ihren Göttern untreu zu werden. Diese aber fordern als Sühne für einen so grassen Frevel des Uebeltäters Leben.“

Herr Sambor schürzte spöttisch die Lippen, während er dem rachsüchtigen Priester erwiderte: „Wir wollen uns doch gegenseitig nichts weismachen, Nanja. Du weißt ebenso gut wie ich, daß es keine Zauberei gibt; der Zauber, dem junge Mädchen so leicht unterliegen, ist natürlicher Art. Und der Ritter soll ein sehr wohlgebildeter, schöner Mann sein, dazu von hochgemutem und beständigem Wesen.“

„Mag alles zutreffen,“ sagte Nanja, „seine Schuld aber bleibt einmal bestehen und die Götter fordern seine Bestrafung.“

„Nanja, die Götter!“

Der Priester räusperte sich verlegen, während er dem bedeutsamen Blicke Herrn Sambors auswich

und zur Seite schielte. Dann aber begann er aufs neue: „Wenn das Volk den Vorfall erfährt und den Verbrecher straflos ausgehen sieht, so ist es nicht allein um Euer Ansehen geschehen, Herr Sambor, sondern auch um den alten Glauben, dessen starkes Bollwerk bisher immer noch Eure Herrschaft war. Das Volk wird der Meinung werden, daß Ihr das Verhalten Eurer Tochter billigt, ein heimlicher Anhänger der neuen Lehre seid. Es wird seine Schlüsse daraus ziehen und sich, wenn auch vorerst heimlich, den Christengöttern zuwenden. Viele mag überhaupt nur Euer Beispiel noch davon zurückhalten.“

Herr Sambor runzelte unmutig die Stirn. „Ich dachte, Du hättest den beiden Mitwissern unseres Geheimnisses Stillschweigen auferlegt,“ warf er ein. „Somit läge es nur an Dir, wenn die Sache ruchbar würde.“

„Sobald den Schuldigen die gerechte Strafe träfe,“ bemerkte Nanja, „würden sie schweigen; im anderen Falle aber könnte ich nicht verhindern, daß sie ihrer Unzufriedenheit über Euer Verhalten zu anderen Ausdruck gäben.“

„Die schwerste Strafe würde sie in diesem Falle treffen.“

„Dadurch würde das gesprochene Wort nicht ungesprochen gemacht werden.“

Herr Sambor grub in seinem machtlosen Zorne seine Zähne tief in die Unterlippe. Verlauten durfte von der Sache nichts, sollten nicht seine Pläne, die er betreffs der Tochter verfolgte, kläglich scheitern, das war ihm klar.

Da bemerkte Herr Gniefomar: „Wenn Dein Oberpriester den Mann für sich fordert, so gib doch seinem Willen nach! Deinem Vorsatze wirst Du dadurch nicht untreu. Und Nanja ist ein kluger Mann, er wird seine Anstalten so zu treffen wissen, daß auch nach dieser Richtung hin unser Geheimnis gewahrt bleibt.“

Herr Sambor zerrte in innerlicher Erregung an seinem Barte, daß es ihn schmerzte. Er sann auf einen Ausweg aus seiner bösen Lage, aber er quälte vergeblich sein Hirn. Dem Priester traute er nicht über den Weg. Burden dessen Rachelüste nicht befriedigt, so ließ er seine beiden Geschöpfe sprechen, lediglich schon, um dennoch seinen Willen durchzusetzen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Unhold nachzugeben, und er erklärte dem Priester, daß er, wenn auch schweren Herzens, seinem Verlangen stattgeben wolle.

„Ich werde,“ fuhr er fort, „zwei kräftige und gewandte Burgknechte auswählen und Dir zusenden, damit Du sie mit ihrer Aufgabe bekannt machst und alle Einzelheiten mit ihnen durchsprichst. Verpflichte sie durch einen bindenden Eid zu strengster Verschwiegenheit und schärfte ihnen vor allem ein, daß sie vorsichtig zu Werke gehen. Erkläre ihnen, daß die härteste Strafe ihrer wartet, wenn sie aus Ungeschicklichkeit oder gar Feigheit ihren Auftrag nicht zu Deiner Zufriedenheit ausführen. Meineth-

wegen stelle ihnen auch noch eine hohe Belohnung in Aussicht, wenn sie ihre Sache gut machen. Die junge Herrin werde ich an dem betreffenden Tage unter irgend einem Vorwande im Hause halten.“

Der Priester dankte Herrn Sambor für sein Vertrauen und versprach sorgfältigste Vorbereitung des Anschlages. Aber Kanja war ein vorsichtiger Mann und so fragte er denn den Burgherrn, was er mit den beiden zur Ausführung der Tat bestimmten Knechten nach Erfüllung ihrer Aufgabe zu tun gedenke.

Herr Sambor, der aus dem lauernden Blick seines Beraters sofort erriet, worauf dieser hinielte, antwortete: „Für meine Knechte büрге ich, Kanja, da ich selber ihnen nach vollbrachter Tat noch durch einen heiligen Eid Stillschweigen auferlegen werde. Auch bindet ihnen die Furcht die Zunge. Sie kennen ihren Herrn. Im übrigen dünkte ich, daß es mit dem einen Opfer genug wäre.“

„Dem Fischer und Tempeldiener aber traue ich nicht,“ erklärte Kanja. „Wer weiß, ob sie nicht trotz des Verbotes dennoch schwagen. Auch lebt es sich, was den Tempeldiener betrifft, für den Herr nicht gut neben einem Untergebenen, der Mitwisser seines Geheimnisses ist. Es wäre daher wohl rätlich, wenigstens diese beiden alsbald davor zu bewahren, sich selber in Angelegenheiten zu bringen. Denn wenn sie auch keinen tätigen Anteil an dem Strafgerichte selber nehmen, so sind sie immerhin an der Sache selbst beteiligt. Und es ist doch nur recht und billig, daß der Erfahrenere den Unerfahrenen vor einem ihn möglicherweise treffenden Ungemach schützt.“

Das teuflische Grinsen, das bei diesem blutig rohen Scherze das feistbreite Antlitz des Priesters noch mehr in die Breite zog und die ganze feilsche Roheit dieses Götterdieners bekundete, schien selbst das harte Gemüt des Burgherrn anzuwidern. Denn unmutig runzelte er die Stirn, während er unwillkürlich mit seinem Sessel eine Spanne von dem Sprecher abrückte. Darauf aber sprach er: „Ich glaube nicht, daß Du für Deine Person etwas zu befürchten hast. Auch würde ich Dich zu schützen wissen, wenn innerhalb der nächsten Wochen etwas über Deine Beteiligung an der Tat in Kammin oder Wollin verlauten sollte. Und später wird Dir hoffentlich kein Feind entstehen. Ich meine daher, daß die armen Schelme ruhig am Leben bleiben können.“

Doch Kanja, der des Burgherrn Andeutungen nicht verstand, äußerte noch verschiedene Bedenken, bis Herr Sambor ihm endlich ungeduldig erklärte, er überlasse diese Angelegenheit ganz seinem Ermessen, er möge handeln, wie er es für gut finde. —

So war denn der schändliche Plan geschmiedet und mit sich selbst zufrieden kehrte der Priester heim. Sein grimmiger Haß gegen die Christen sollte endlich reichliche Sättigung erfahren. Die größte Befriedigung aber bereitete es ihm, daß er

dem verhassten Oberhaupt der fremden Priester selbst einen so tödlichen Schlag versetzen durfte. Daß er soeben Anstifter eines gräßlichen Verbrechens geworden war, schuf ihm keine Gewissensbisse. War es ja doch nur einer der verächtlichen Landräuber und Unterdrücker des Wendenvolkes, dem der Geruch gemacht werden sollte. In seiner Behausung angekommen, berief er sogleich den Fischer und Tempeldiener zu sich und machte sie mit ihrer Aufgabe bekannt.

Der Ueberfall.

Am zweiten Tage nach der Heimkehr des Burgherrn hatte sich die See so weit beruhigt, daß Herr Kunrad es für kein Wagnis mehr hielt, die Fahrt zur Geliebten zu unternehmen. Daß Herr Sambor von seiner Reise zurückgekehrt war, wußte er bereits. Slavina hatte es ihm durch den Enkel eines alten Kräutermehdes, das in der Nähe der väterlichen Burg in einsamer Waldhütte hauste und ihr blindlings ergeben war, sogleich am nämlichen Tage mitgeteilt.

Als aber der Ritter zur verabredeten Stunde am gewohnten Plage erschien, hielt er vergebens nach der Geliebten Umschau. Nachdem er eine Weile ihrer geharrt hatte, verließ er das bergende Dickicht und machte einige Schritte in der Richtung, aus der sie zu nahen pflegte. Da schwirrte plötzlich ein Pfeil durch die Luft und Kunrad fühlte einen brennenden Schmerz in der Brust. Schnell entschlossen sprang er in das Gebüsch zurück, zückte sein Schwert und durchschnitt, so heftig es ihn auch schmerzte, den Schaft des Pfeiles dicht über seinem Gewande, dann nahm er hinter einer mächtigen Eiche Deckung und erwartete den unbekanntten Feind. Es währte nur wenige Augenblicke, da brachen, blutgierigen Wölfen gleich, zwei Wendenkrieger durch die Büsche. Kurze Zeit ließen sie ihre Blicke forschend durch das Dickicht schweifen, dann mochten sie wohl glauben, der Gesuchte sei strandwärts geflohen, und eilten nun in der Richtung auf die Eiche zu weiter. Da trat Kunrad plötzlich hinter dem Baume hervor, schwang sein Schwert und spaltete dem ersten seiner Verfolger mit mächtigem Hiebe den nur von einer Lederkappe geschützten Schädel. Der zweite Verfolger stuzte, augenscheinlich überlegte er, ob er allein dem Ritter entgegentreten oder fliehen sollte. Nur einige Herzschnitte lang hatte sein Ueberlegen genährt, aber diese genügten zu seinem Verderben. Denn als er nunmehr eine Bewegung machte, als wollte er sich zur Umkehr wenden, war mit einigen mächtigen Sprüngen auch schon der Rächer an seiner Seite, schlug ihm, bevor er seinen Speer zur Abwehr des Gegners zu fällen vermochte, hurtig die Waffe aus der Hand und durchrannte ihn mit dem Schwerte. Jetzt aber wandte Kunrad sich dem Strande zu, um zu seinem Boote zu gelangen.

Hier angekommen, sah er das Schifflein mit geblähtem Segel bereits fern vom Ufer gen Osten fahren. Den Führer aber entdeckte er nicht an Bord, so sehr er auch sein Auge anstrengte. Als er aber an die Stelle kam, wo er vor kurzem gelandet war, bemerkte er Blutspur im weißen Sande und eine zu den Dünen emporführende Furche, die deutlich erkennen ließ, daß hier eine Last hinaufgeschleift war. Der eigenen Gefahr nicht achtend eilte Runrad, der Spur folgend, zu den Hügeln empor. Kaum war er oben angelangt, so fand er auch schon zu seinem Schreck und Schmerz seinen braven Knecht, zwischen Stranddisteln und Dünengräsern gebrochenen Auges hingestreckt; der tüdtsche Wendepfeil hatte nur zu gut sein Ziel getroffen, er hatte das treue Herz durchbohrt. Da rollten zwei schwere Tränen über die Wangen des jungen Mannes, und drohend erhob er die Faust gegen die Burg des Wendengrafen. Dann aber trug er den Leichnam zu einer Grube, wie sie der Wind häufig in den Dünen aushöhlt, bettete ihn in diese hinein und scharrte mit Fuß und Hand von dem losen Sande darüber, bis der Tote völlig bedeckt war. Dabei achtete er nicht der heftigen Schmerzen, die ihm bei jeder Bewegung der noch in seiner Brust haflende Pfeil bereitete. Nachdem er zuletzt ein stilles Gebet über dem Grabe gesprochen hatte, wandte er sich wieder dem Strande zu, um jenseits des Lindenbaches sich in den dichten Wald zu schlagen und zu versuchen, durch diesen hindurch seine Burg zu erreichen. Er hoffte, daß seine Kräfte noch bis dahin reichen würden; denn war der Pfeil auch tief in das Fleisch eingedrungen, so schien ihm die Wunde doch nicht lebensgefährlich zu sein, da das starke Lederkoller, das er trug, die Kraft des Geschosses gebrochen hatte. Den Strand zu benutzen, scheute er sich, denn er befürchtete, man möchte ihm mit einer stärkeren Horde nachsetzen, sobald man nach den abgesandten Mördern Nachsuche gehalten und die Erschlagenen gefunden haben würde.

Während nun Runrad am Meeresgestade dahinschritt, sann er zum ersten Male nach dem so glücklich vereitelten Anschläge nach, wie dieser wohl zustande gekommen sein möchte. Niemand wußte um seine heimlichen Zusammenkünfte mit der Geliebten. Sollte sie selbst die Schuldige sein? Sollte sie ihn nur aus dem Grunde an sich gelockt und ihm Liebe geheuchelt haben, um den verhassten Fremdling desto sicherer dem Verderben anheimzugeben? Sein Herz sträubte sich gegen diesen häßlichen Verdacht, aber konnte es anders sein? Weshalb war sie heute nicht gekommen, statt ihrer aber die beiden Mewelmörder? Nein, es war klar, man hatte ihm durch die schöne Teufelin eine Falle gestellt. Es war ein von vornherein schlau angelegter Plan, von ihrer

ersten Begegnung an bis zur jekigen Stunde. Und er hatte, als er damals ihren zum Abschnehlen des Pfeiles erhobenen Arm erzittern, als er es in ihrem Auge so wundersam aufleuchten sah, in törriger Eitelkeit gewähnt, diese innere Bewegung habe er in der trotz allem Hasse weiblich fühlenden Brust der stolzen Maid erregt! Verstellung war ihr Gebaren gewesen, Auge Berechnung ihr Tun! Ja, er war häßlich überlistet, verraten worden von der, die er heiß und innig geliebt hatte, ein Opfer auch ihres grimmen, schlau verborgenen Hasses gegen seinen Stamm. Indes sie seine Liebeslosungen litt und innig zu erwidern schten, hatte ihr arglistiges Herz wohl gar den Plan geschmiedet, wie sie ihn sicher verderben könne.

Gerechter Zorn und Verachtung gegen die Falsche erfüllten sein Herz, während er so ihrer Hinterlist gedachte; aber zuletzt überschlich ihn eine wehmütige tiefe Trauer. Von den Mönchen, des Klosters zu St. Gallen, von denen er in den Wissenschaften unterrichtet worden war, hatte er einmal die wunderbare Mär von zwei Königskindern gehört, die einander in innigster Liebe zugebeten waren. Und als sie dann Mann und Weib geworden, hatte man den Gatten heimtückisch ermordet.

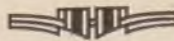
Doch nicht sein Ehegemahl war die Anstifterin des ruchlosen Verbrechens gewesen, sondern ein Gefolgsmann ihres königlichen Bruders, ein finsterner, rücksichtsloser Gesell. Des Ermordeten Weib aber hatte später furchtbare Rache genommen und ein ganzes Königsgelecht war dieser zum Opfer gefallen. Am Schluß der Mär — er hatte es wohl im Gedächtnis behalten — hieß es:

So endete mit Leide des Festes Fröhlichkeit,

Wie Diebe sich noch immer zuletzt verkehrt in Leid. Erging es ihm hier nicht ähnlich, wie dort zu Worms ehedem dem edlen Nibelungen Siegfried?

In trübem Sinnen und während seine Wunde ihm bei jedem Schritt schmerzhaftes Weh bereitete, war der Jüngling dort angekommen, wo der Lindenbach, an dem Herrn Sambors Burg lag und der den großen Schilffsee bei hohem Wasserstande nach der See entwässerte, sich dicht am Meeresufer im Sande verlor. Herrn Runrad war nicht bekannt, daß es mit Lebensgefahr verbunden war, diese Stelle zu beschreiten, wenn der Wind längere Zeit landeinwärts gestanden hatte. Denn in diesem Falle bildete sich dadurch, daß sich die kurze Strecke zwischen Bach und Meer gleich einem Schwamme voll Wasser sog, der sogenannte Saugsand, der den Wanderer, wenn er nicht sogleich umkehrt, unbarmherzig in die Tiefe zieht.

(Fortsetzung folgt.)



Frühling.

Von Curt Bloedorn.

Sonntag früh und Frühling ist es. Da will ich doch einmal hinaus und die Natur erwachen sehen, mich an ihrem Werden erfreuen. Bald bin ich aus der dumpfen Stube in dem dämmernden Tag. Den Wiesenweg zum Walde schlage ich ein, dorthin, wo der Bestand so verschieden ist. Birken, Eichen, Buchen wechseln mit Tannen und Lärchen ab und gerade da ist der Frühling so schön, zeigt sich in seiner vielseitigen Gestalt. Die Wiesen bedeckt leichter Nebel, der mit dem Tagesgrauen die Fernsicht noch verhindert. Wie große gelbe Flecke leuchten zu beiden Seiten des sumpfigen Pfades, den ich betreten, die Dotterblumen, aus der Ferne höre ich das Riwitt, Riwitt des Rübkes, des Flugkünstlers. Krähen scheinen auf dem Zuge von den Schlafbäumen sein Nest zu bedrohen. Der gellende, ängstlich klingende Schrei kommt näher und näher zu mir. Und ein Bussardweibchen, das kaum die Schwingen regend, durch die Nebelschwaden zieht, werde ich gewahr, verfolgt von zwei auf es stoßenden, schreitenden, gaukelnden und surrenden Rübken. Jetzt eräugen sie mich, lassen vom Raubvogel ab, der gelassen weiterstreicht, und versuchen mich in die Flucht zu schlagen. Reichlich zweihundert Gänge bringen sie mich, dann sehen sie ein, wie harmlos ich heute bin, denn nur einen leichten Stock trägt meine Hand. Es ist heller geworden. Der Wasserdunst lagert sich auf den kurzen Gräsern, ein Leuchten, das Erwachen des jungen Tages verkündend, geht über die glitzernde nasse Fläche. Die Wiese gleicht einer Silberplatte. Einige Regenpfeifer trippeln am Rande des kleinen Tümpels dort umher, Kerfen zum Frühmahl zu suchen. Wie eine Schafherde, so grade und durcheinander stehen auf einem fernen Haferstüde Kraniche. Mit Trompetentönen macht ihre ausgestellte Wache auf den Menschen sie aufmerksam; lang und länger werden die Sticusvögel, sie werden hoch, in breiter Linie reifen sie ab.

Die letzte Strecke des Weges ist mit Gebüsch bestanden. Noch sehen die Erlen wie abgestorben aus. Nur die braunen Rätzchen und die roten Fruchtknospen zeugen von Leben, das schon unter der Rinde pulsiert. Nachbarin Weide dagegen hat schon den Brautschmuck angelegt, fast stehen schmale Blättchen in die Höhe, aufrecht die Sammetblättchen der männlichen und am andern Busch die

raueren der weiblichen. Ja, bei der Weide ist es umgekehrt wie bei den Menschen, wo Weichheit und Schönheit Eigentum des Weibes ist. Ein früher Buchfink singt ein Dankeslied dem jungen Grün, wiederholt es immer und immer wieder, seine kleine Brust zittert dabei, zeigt doch der spritzende Busch ihm den Frühling. Und gleich in der Frühe hat der kleine Sänger, dessen Pink, Pink mich erfreut, sein schönstes Kleid angezogen: ich habe ihn stark in Verdacht, daß er heute noch sich um die Gunst des Finkenfräuleins, das in dem Weißdornbusch zur Rechten sitzt, bewerben will. Möge es ihm gelingen. Damit ich nicht störe, mache ich einen kleinen Bogen um die Büsche, springe über den schmalen Graben zur linken Hand, umschlage eine Strecke des Steiges auf der Wiese und komme kurz vor dem Walde wieder auf ihn. Birken haben die Erlen und Weiden hier abgelöst und bleiben zu beiden Seiten, bis ich an den Saum des Holzes komme. Reinweiß mit Schwarz durchsetzt sind die Stämme dieses mir liebsten Baumes, wunderschön ihre Kronen im frischen Grün. Wie mit einem großen durchsichtigen Schleier behangen, der mit tausend und abertausend zarten grünen Blättchen durchsetzt, bewegen sie sich leicht im lauen Wind. Ein feiner, unbeschreiblich erquickender Duft geht von ihnen aus. Die Stare, die in der größten dort am Rande sitzen, merken ihn auch. Sich in den wiegenden Zweigen schaukelnd, schmetternd und pfeifen sie um die Wette, zeigen den Misttarden kleinen Blättchen, was sie andern Vögeln abgelauscht, daß sie Nachahmer vieler gefiederter Genossen sind. Vor Anstrengung schwellen die Kehlen, die Flügel schlagen, die Schnäbel arbeiten eifrig, erzählen in tausend Tönen, es wird, es ist Frühling.

In den Wald trete ich, in das Heiligtum, das er dem Menschen sein soll. Sieh Dir den Wald zu jeder Jahreszeit an und vergleiche seine Geburt, sein Wachsen und Werden, aber auch sein Sterben mit deren der Menschheit. Wie ähnlich sind sie. Schwer zu ziehen, langsam und kernig im Heranwachsen die Eiche, die Buche, spät reif und ausdauernd ihr Leben, stark selbst ihr Sterben. Alles wie in ruhiger Ueberlegung und mit Bedacht gehandelt, ein langes, hartes Leben. Eifrig, heftig, stürmend wächst Birke, Eberesche, Erle. Leicht auf-

zutreten, die Ersten überall. Wie durstig das Leben genießend, ein kurzes, ein Dasein wie Spiel und Tanz, dann ein rasches Vergehen. Die goldene Mittelstraße halten die Nadelhölzer.

In mitten dieser verschieden veranlagten Bäume bin ich. Den Eichen und Buchen merke ich an, daß sie auf die mit Grün geschmückten Eiligen weisen und fragen, ob es schon nötig ist ein neues Kleid anzuziehen, ob es nicht verfrüht ist. Achselzuckend stehe ich da. Ost hatten die Hastigen zu leiden gehabt, wenn Weißbart Winter noch einmal mit harter Faust zugriff; traurig braun sah dann das frische, grüne Kleid aus. Sie wollen abwarten, als Vorsichtige, bestellt ist ihr Schmuck schon, aber ein Fleck darin und sie müssen sich den ganzen Sommer schämen. Auf Rehe machen sie mich mit leise bewegenden Zweigen aufmerksam. Auch die tragen noch grau, das Grau des Winters. Das Böckchen hat seine Kopfstier noch unter dem schützenden Bast. Sind diese, ihre Schützlinge, erst rot, dann wollen sie sich fertigmachen, dann glauben sie an Beständigkeit, an den Frühling. Horch, da lockt ein Zauber, sein Ruh, Ruh, fuhr, fuhr! Ein Fasanenhahn halzt hinter mir, sein Minneschrei klingt aus nächster Nähe. Fast lautlos setze ich mich auf eine Wurzel, der niedrige Tannen Deckung geben. Da kommen zwei Hennen, dahinter in goldig-kupferner Pracht, die rote Kopfstier prahlend zeigend, der Hahn. Stolz marschiert er mit seinen beiden Bräuten zum Feld. Laut schreit er dann und wann auf, und fährt dann plötzlich mit gespreizten Flügeln und geblähtem Hals auf sie ein. Stürmisch ist sein Werben.

Die Sonne ist aufgegangen. Wie mit Brillanten übersät liegt alles da, rot, grün und violett funkeln die Taupfen, blitzen im wasserklaren Licht, sammeln sich, viele werden eins, der Boden, die Wärme nimmt sie auf und einer nach der andern verschwindet. Der leise Wind trocknet bald Wald und Flur. Das Gitzern ist fort, doch erfrischt hat die Feuchtigkeit alles. Die Anemone, der Goldstern, das Moos, sie sehen so erquickt aus und dankbar zeigen sie, die ersten Kinder des Frühling, ihre Blüten. Da! Blumen und Bäume horchen auf. Eine lautlose Stille tritt ein. Da ist es wieder — der Ruckuck ruft! Alle zählen, auch ich, wie oft er sich hören läßt, wie lange wir leben. Er ruft und ruft ohne Ende. Buchen und Eichen nicken bedächtig, Tannen und Fichten zittern vor Freude, auch ich mache ein froh Gesicht. Möge er wahr haben, möge es mir vergönnt sein, noch oft zu sehen, zu erleben den Frühling.

Schon steigt die Sonne höher, die Rehe haben sich satt geäst und niedergetan. Der Ruckuck ruht sich aus vom langen Rufen. Ich erhebe mich und wandle heim. Bachstelzen sehe ich, ihr wiegendes Laufen, die ewige Unruhe ist das Gegenteil von dem gravitatisch durch die Wiesen wandernden Storch. Mit stolischer Ruhe steht er jetzt, steht eine Zeit lang nach einer nassen Stelle, blitzschnell stößt er zu, er hat sein Frühstück.

Bald bin ich zu Hause. Die geschlossenen Fenster öffne ich. Ist es Frühling draußen, soll er auch in meiner Kammer sein. Möge der Ruckuck Recht behalten, es ist und bleibt Frühling.



Der Eingänger.

Von Curt Bloedorn.

Magelreich stand wieder, nach langer Zeit, die Fährte des alten Keilers im Sande des Waldweges, der mitten durch die Forsten lief. Der Jäger, der sie fand, tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife, blies den Dampf in blaugrauer Wolke aus und fluchte. Der Eingänger narrete ihn förmlich, war ein seltener Gast in seinem Revier, immer allein und steckte meistens im dicksten Dickicht des Holzes. So manche Mondscheinnacht, so manchen Morgen und Abend hatte er draußen gefressen, doch nie ihn auf Schußweite gehabt, und spurlos verschwunden war das Schwein dann für lange Zeit.

Jetzt hieß es die Nacht zum Tage machen und nicht aus der Forst weichen.

Im ersten Viertel steht der Mond, die Sterne blinken am klaren Himmel, der leichte Nebel des Herbstabends ist zu dünnem Reif geworden, der einen Silberschimmer auf Baum und Gras legte. Im Stubbenloch, das halbgefüllt mit verrotteten Blättern und Nadeln, Zweigen und Rindenstücken ist, hebt sich ein mächtiger, schwarzgrauer Kopf an klobigem Kumpf, schnaubt ein paarmal durchs Gebrech, zieht die Luft ein, knautscht mit einem Biß einen armdicken Ast durch, der vor ihm liegt, seht

sich auf die Hinterhand und überlegt, wohin heute Nacht? Mißtrauisch äugen die kleinen Dichter links und rechts, die Lauscher bewegen sich, jedes kleine Geräusch aufnehmend. Der Keiler war durch andauernde Verfolgung und stete Gefahren gerissen geworden. Der Kartoffelschlag gestern war ja gut, aber ihm zu unruhig, da traten Nehe umher, die Hirsche orgelten am Rande des Holzes, die Krummhörnchen und Marnickel hatten ihn durch ihre Unruhe ganz verdreht gemacht, auch roch es dort nach Mensch, dessen stinkende Spur war da dicht an dicht. Also dahin nicht! Der Eingänger schnob vor Wut, wie er an den Mensch dachte. Kaum ließ man sich blicken, hatte man die Blase auf der Ferse und sie spickten einem den alten Leib mit Bleiklumpen und Schrot. Ein leises Geräusch, wie von vorsichtigen Tritten machte ihn hochfahrend. Schrittweise von ihm ab stand plötzlich ein Fuchs. Wie rasend ob der Störung fuhr er auf den los, sodas der Rote vor Schreden federnd davonrannte. Mit gestäubten Borsten sah er dem Forteilenden nach, schob sich dann ganz aus dem Kessel und stand, immer noch ärgerlich auf dessen Rand. Ja! wohin? — Im Rübensschlag, auf der rechten Seite der Forst, standen einige alte Saateichen, darunter lag früher oft Mast. Wollen mal dort versuchen! Ab und zu mißtrauisch verhoffend, stets vorsichtig das dicke Unterholz haltend, schob er sich dort hin. Kurz vor dem Rande des Feldstückes machte der Eingänger Halt, nahm das Gebrech hoch und prüfte die Luft. Hu, da mußte doch was brennen! Ein feiner Rauch zog ihm in die Müffeln und anders roch es wie schwelendes Kartoffelkraut oder Holzfeuer der Arbeiter. Teufel! die langen Borsten am schortwigen Rücken sträubten sich hörbar, da war auch der verdammte Gestalt vom Mensch.

So Alterchen, jetzt aber rückwärts, was das Zeug halten will und hin nach der dicksten Schöpfung! Dort steht Pilz und Schwamm, dann nach dem verfluderten Hirsch im Bruch, das reicht bis die Luft zum Feldbesuch rein ist und sättigt vorläufig. Jäger, jetzt sitze und warte, ich komme nicht!

Der Jäger hatte das Schwein brechen gehört, dicht hinter sich. Eine Pause war eingetreten, ihm war, als wenn das Stück sich rückwärts schlug. Noch zwei Stunden saß er, bis der Mond hinter Wolken verschwand und auf zehn Gänge nichts mehr zu kennen war. Mißmütig brach er auf, dem Eingänger war nicht betzukommen. Müde und geschlagen, drei Nächte hatte er draußen hinter sich, zog der Jäger heim zu seinem Bau.

Der alte Rede schien verschwunden. Schon glaubte der Jäger, er sei ausgewechselt. Da war der Eingänger am lichten Vormittag in der Nähe des Eichenbestandes den Waldarbeitern begegnet, war wütend auf sie losgegangen und hatte die Leute auf mehrere Meter Klobenholz verteilt, die zufällig dort standen. Siebe mit Knüppeln und

Stöcken, und Stoßen mit den Füßen machten ihn noch ärgerlicher, sodas er wie wild um die Holzhaufen tobte. Da er den Leuten aber nicht beikommen konnte, wechselte er in die anstehende Schöpfung, die jungen Fichten zausend, verschwand er.

Vollmond. Die große blanke Scheibe stand ungeben von ihren Millionen Sternen am unbewölkten Himmel und übergos Wald und Feld mit bleichem Licht. Ließ den weißen Frost auf Holz und Klar glitzernd machen und stahl sich in die dicksten Schönungen, Baum und Strauch, warfen groteske Schlagschatten in die stille Helle. Die Forst schien leer. Das Wild war zum Aesen auf die Saaten und Acker ausgetreten, nur einige verspätete Hasen hoppelten beinah unhörbar durchs Unterholz, kapriolten vor Uebermut und freuten sich des Lichtes und der Ruhe, die herrschten.

Am Ufer der mit hohen Eichen und Buchen bestandenen Schlucht schnürte ein Fuchs. Es roch hier so frisch nach Has und Maus, Tag und Nacht hell, da bleibt der Magen oft leer. In den Schatten konnte er seine Jagd möglicherweise bequemer haben, wie draußen, wo man sein Hirschen auf hundert Ellen merkte. Da! piepte es da nicht wenige Meter weiter? Sein verschmitztes Spitzbubengesicht schmunzelte, die Mäuse waren wegen der Eichen und Bucheckern hier besonders fett. Nur recht vorsichtig, Halt! da raschelt es — schwapp, weg ist sie. Einmal noch hat sie gequiekt. In demselben Augenblick zuckte er zusammen, äugte mit schiefem Kopf nur eine Sekunde zur nahen Eiche hinauf, auf der ein großer, graugrüner Klumpen auf dickem Ast dicht am Stamme saß, und riß aus wie Schafleder. Verdamm! das war doch ein Mensch, wenn der Funken gerissen hätte, wär er jetzt in die seligen Jagdgründe gewechselt.

Der Jäger war schon seit dem Nachmittag dort aufgebäumt und wartete auf den Keiler. Der mau sende Fuchs, der Hirsch, der unter ihm zog, nicht kümmerte er sich um sie. Nur den einen, den uralten Rassen wollte er haben. Die Dorfkuhr schlug in der Ferne Mitternacht, er hörte sie die erste und zweite Stunde rufen, der Keiler kam nicht. Schwer wurden ihm die Lider vom vielen Wachen, seine Glieder schauerten, wenn ein Frost den Körper überlief, doch geduldig saß er. Leise knarrte der Strick, mit dem sich der Jäger angebunden, wenn er sich auf seinem unbequemen Hochsitz zurecht schob. So vorsichtig tat er es, daß der Ast kaum merklich zitterte. Er kannte das scharfe Gehör des Keilers.

Jetzt schlägt es drei. Der letzte Schlag war verklungen, als er ein fernes Knaden vernahm. Ist es Rotwild, oder ist der es, der ihn viele Nächte nicht schlafen ließ, an den er immer denkt! Wieder knack und bricht es, doch schon näher. Noch ist nichts zu sehen, die Stämme stehen stellenweise zu dicht, auch lassen die Schatten in weiterer Entfernung nicht genaueres erkennen. Die Büchse liegt bereit auf den Knien, die Augen tränen vor An-

strenge, die ganze Gestalt strafft sich, das Herz schlägt unruhiger, doch ruhig ist die Hand. Dort! ja dort, bewegt sich eine dunkle Masse, sie kommt näher, ist es — ja er ist es, der Eingänger, das Hauptschwein! Der Keiler trotzt von Eiche zu Eiche, schmäht hier und bricht dort, steht still, verhofft, kommt endlich ins helle Mondlicht bis auf Schußweite heran.

Wie im Schraubstod so ruhig ist die Büchse am Kopfe des Jägers; noch einmal atmet er hoch auf, dann läßt er in Huberti Namen fliegen. Den Eingänger trifft wie der Schlag, es reißt ihn wie vom Blitz getroffen nieder, doch sofort wird er wieder hoch, setzt sich auf die Hinterhand und knautscht mit dem Gebrech. Rot und dunkel wird es ihm vor den Augen, er weiß nicht, was das ist, er will fort und kann nicht, er will sich wehren und weiß nicht gegen wen, er fühlt den Tod und will doch nicht sterben. Ihm wird schon so matt. Wütend kommt er noch einmal hoch. Und ist das der Tod, der Tod vom Mensch, dann soll der ihn auch

würdig fallen sehen, würdig des ritterlichsten seines Geschlechtes in den Forsten!

In seiner ganzen massigen Gestalt steht der grobe Keiler, die Gewehre blitzen im Mondeslicht, die Borsten sind gestäubt wie zum Angriff. Noch einmal hebt er das mächtige Haupt, die kleinen blutunterlaufenen Lichter sehen den Mond, das Sternengeheer im Weltraum, sehen die Kronen der Eichen und Buchen, die ebenso kernig sind wie er. Ein Zittern geht durch den riesigen Körper, das Gebrech geht auf und zu, dann tut er einen dumpfen Fall ins Moos. Zubiel Schweiß hat er schon verloren, das Herz schlägt nicht mehr, noch einmal schnellen die Läufe, der Eingänger ist tot.

Der Jäger steht vor seiner Beute, die der Urzeit zu entstammen scheint. Undächtig nimmt er den Hut ab, vom nahen Wachholder ein Zweig in sein Bruch. Er kniet vor dem Keiler, seine Hand gleitet über die Gewehre, klopft das massige Haupt, den klobigen Körper. Mit ehrlicher Kugel, mühevoll und ehrlich erlegt, heilig wird ihm diese Stunde bleiben.



Sommermorgen.

Heinrich Bandlow, Greifswald.

De Sünn was noch nich upgahn; dat Dörp leg in deipen Frieden. Alls slep noch: de mäuden Dagelöhners up ehr ärmlich Lager, de Knechts un Mäntens in ehr Kammeren, de Gärtner un de Wirtschaftster und de oll Staatholler. Of in't Herrenhus was alls still, un up'n Wirtschaftshof gluckst de Hahn wat Undüliches in'n Morgendrom, un en Sparling in't dichte Low von'n Win redt de Flüchtten un erkunnigt sich bi sinen Nower, woans dat de leitw Familie güng. Un denn leit hei halw in'n Drom rin in't Finster von't Schloß, ahn sich wat tau denken un ahn wat tau säulen. Un wüßlich seg hei of nicks wider, as wat em längst bekannt wir, de ollen, mächtigen Bäuerschappen mit de groten un lütten Bäuer, wed in Swinsledder un wed in anner Ledder mit Goldupdrud. Un hei seg de wenigen Delbiller, wo de Graf Andarsdal up tau sethn wir, einmal in Generaluniform un denn

of as Jäger mit sinen Hühnerhund un endlich of in'n swarten Antog. Of Kunstschätze wieren hier un dor upstellt, Basen un Pödt un Krufen, Humpen ut Süßwer un Linn. Dat stünn dor nich in ängstlicher Anordnung un of nich aspakt in Form un Fartw, as nu Mod is, un as de Kunstverstand dat verlangen kann. Mitden mang des' Kunstfaken hängt an de Wand dat Geweth von en riesigen Hirsch un doräwer dat uroll Geweth von en Glettier, wat binah swart utseg, un wat de Arbeitslud bi't Torfmafen deip unnen ut't Mur an'n Dag schafft hadden.

Den verstorben Grafen sin Gewethsammlung wir ätwer nich hier, dei wir in sin Arbeitsstuw, wo nu kein Mensch wider rinkem, as hen un wenn de Deiners un Frugens, dei hier mal frisch Luft rinketen un Stoff wischten. Of de velen annern Stuwen in't Schloß güng't nich anners; sei würden ni.

bewahnt. Un selten verirrt sich en Reisender hierher in desen abgelegenen Herrensitz un let sich de Säle un Timmern wißen mit de Andenken an de ollen Ahnen von't gräßlich Geschlecht, de Ritterrüstungen, de Schilde un Spieße un Morgenstirns, de Schapen un Kufferts, de Biller un Schätze, dei de Grafen nah un nah von ehr Reisen tausambröcht hadden, de Säbels ut'n Türkenkrieg, de Götzenbiller un utgestoppten Boren. Ein Deck up einen Tisch hadd den Wirt von en bürgerlich Wahnhus, un gegen ein ägyptisch Mumie hädd'n woll 'ne Kaubhaut intuschen künnt. Rit un vörnehm was dat Ganze un jedes Stück, jede Gd.

De oll Gräfin Andersdal was Witfru un lewt blot wenig Sommermonden up dit oll Stammgaud, un denn wiren gaude Dag in't Dörp bi Lütt un Grot. Newer of jünst hadd de olle Dam mit dat verfallen Gesicht un dat weike, warme Hart för ehr Lüß sorgt. Sei hadd den Schloßverwalter un den Inspekter, un all, dei wat tau seggen hadden, de Anweisung gewen, sei süllen ümmer un för alle Tid dorför uppassen, dat't keinen slicht up ehr Gaud gang, sei süllen Acht gewen up de Familien mit vel Rinner, dat't dor nicks an fehlen ded.

„Sehen Sie sich oft dat Wappenbild unseres Geschlechts auf den Torpfeilern des Schlosses an, die beiden gekreuzten Anker,“ säd sei in ehr lise un fründliche un doch so weihnäudige Ort, „wo das Kreuz un Herzleid eingelehrt ist, da sollen ein volles Herz und eine volle Tasche lindern, so viel es möglich ist!“

De Fru was man lütt un zort, sei wir vör wenig Wochen wedder ut'n Süden trügkamen un hadd sich von de Anstrengungen up so'n lang Rejs' weder verhalt. Sei wir gistern abend tau rechter Tid tau Bedd gahn, hadd äwer unruhig slapen, un all in frührer Morgenstun'n wir sei ganz munter. Sei stünn up, ehr kem dat so schön vör, en Gang in de Freiheit tau maken, in den frischen Morgen mit sich allein tau sin. Sei bemäucht keinen von de Demerschast, sei trecht sich allein an un stellt de Finstern apen. Un nu güng sei licht ut't Schloß; sei hadd so as ümmer sich nich de geringste Müß gewen, sich vör'n Spetgel jünger tau maken, as sei wir; sei verstek nicks von ehr grisen, dünnen Hoor, von de detpen Falten, dei dat Deller un de Rimmer in ehr Gesicht teikent hadden.

Sei güng äwer den Reßweg bi'n Schloßhof, dei von Rosen links un rechts insat't wir; männignal stünn sei still un beseg sich de jungen Rosen in ehr wunder schönen Formen un Farben; äwer sei bröl kein af. Sei wir längst dorvon aftamen, Blaumen oder Twig astaubreken un junges Leven tau rungneren, set leb of nich, dat up ehr Gaud Bängel in Burkens sett't würden.

Un nu dacht sei doran, wo oft sei as junge Fru desen Weg gahn wir mit ehr Rinner an de Hand. Un wat leg twischen des' ollen Dag vull Glück un Hoffnung un hüt! En langes Leven mit Jammer un Bed. In ehr sanften, gauden Ogen

kemen de Tranen, un sei wischt s' mit'n Taschentauß weg.

Nu kem sei rut in de Freiheit un äwerläd, wo sei nu wider gahn süll. Sei söcht sich den Herrenweg ut, hier würd ehr keiner begegen, hier wir sei allein mit de Natur un den, dei ehr regiert. De Herrenweg is von en Grafen Andersdal midden dörch't Feld anlegt, 't is äwer all allerminst hundert Johr her. Un up den Weg dürt keiner gahn un fähren, as blot de gräßlichen Herrschaften allein. Up beid Siden wir de Weg beplant't mit Ahurn und Platanen, Eiken un Linden, un dat Unnerholt von Hassel un Stehdurn gew ricklich Schatten. Up Stellen, wo en schöner Utblick wir, wir dat Gebüsch uthaugt, un hier stünnen denn einfache Bänk tau'n Utraugen.

So wandert de lütt, olle Dam einsam rin in den Morgen dörch en rikes schönes Stück Erd, wat ehr hürt, sei tel stellenwis', wo 'ne Nchtung wir, äwer de Feller mit ehren gollen Segen weg nah de Dörper un Hölter von de Natwerschaft; mit ehr Schritten jagt sei en Hasen up, dei hier in'n Weg drust hadd, un äwer sin hastig Utriten kem en swades Lachen up de Gräfin ehr Gesicht. Dor wir einer, dei Angst vör ehr hadd.

Un nu kem de Sünn rut mit ehre Pracht un ehren Glanz; de Lichtstrahlen fünnen ehren Weg dörch dat Unnerholt un splerken un flackerten äwer den Herrenweg, un de Gräfin hadd all en lütten Marsch achter sich. Sei raugt sich 'ne Tid lang ut up 'ne Bänk un horcht up das Leben, wat nu upwaken ded un seg üm sich in de Run'n.

Nich wid af von ehr leg en Börwarf von't Gaud, un dor würd sei 'ne öllerhafte Daglöhnerfru gewohr, dei iwrig un slittig Newer affned un up'n Handwagen packt, un up den lütten Wagen leg en vullgeproppt Sack. Newer de Gräfin ehr Gesicht huscht en fründlichen Schin wegen so vel Rühfsamkeit; sei stünn up un güng in de Richtung von de Fru; sei mücht sich girt mit de Husfrugens ut ehr Gänder utreden, wenn't de Laufall so mit sich bröcht; sei hadd ehr Freud an dat einfach un natürlichen Wesen von des' lütten Lüß, dei mit Höflichkeiten un Kultiviertheiten nich fett proppt sünd un ehr Würd nich abdresseln un up de Wachtchal leggen. Dei reden unversfrozen so, as't ehr up de Lung künmt. De Gräfin wüßt dat; sei wüßt, dat bi des' Lüß von Poliertheit nich de Red wir, äwer dei allein makt so keinen Eddelstein, de innere, natürliche Wirt möt dat meist hergetwen, un de Gräfin hadd all männigen Eddelstein in ärmliche Kleider funnen. En Wünsch hürt noch lang nich tau'n Böbel, wenn hei in einfachen Rock geiht, un ümgekehrt kann de best Dressur en gemeinen Kirt nich tau'n Ehrenmann maken.

„Guten Morgen,“ rep de Gräfin, as sei ran kamen wir. „Was machen Sie schon so früh auf dem Felde?“

Sei kemt de Fru nich persönlich, dei irst in'n Hartußt tautagen wir.

De Daglöhnerfru verfiert sich degern un sohrnt tausam, as sei de Stimm achter sich hört. Sei snappt nah Luft, so wir ehr dat in de Glieder schaten, un't wir doch 'ne dralle, drädige Fru. Dat was so frisch un kühl hier buten, un doch kem't ehr vör, as wenn't mit eins lakendig heit wir, un dat Hart slög ehr as en Offenswanz in de Fleigentid.

De Gräfin würd gewohr, wo verlegen de Fru wir un redt ehr in'n Gauden tau, in ehre sanfte Fründlichkeit frög sei:

„Sie holen wohl Alee für Ihre Ruh? — Was haben Sie denn im Sack?“

Dat frög sei so unschuldig un ahn Sinnergedanken, blot um mit irgend wat en Vertelles an-taufängen.

„In'n Sack?“ frög de Fru. „Dor heww id Lüffel in!“

„Sind sie denn gut geraten?“ säd de Gräfin un nicht ehr tau, um ehr Maut tau maken.

„Ja,“ gew de Fru tau Antwurd un't kem beten gedrückt rut, „sei sünd rein von Schorf un of grot naug!“

„Sie puffeln hier ja schon vor Tau und Tag,“ säd de Gräfin wider. „Sie konnten doch schlafen!“

„Ja, ja,“ antwurdt de Fru recht zack, „id hädd woll noch en Stot in't Bedd liggen künnt; äwer wenn wi Ort Lüüd wat vör sich bringen willen, denn möt'n früh ut't Bedd rutkräpeln.“

„Die Morgenluft ist auch so gesund!“

„Ja, id of! Id bin of gesund un gah ahn Stod, un't Fauder glit noch ümmer; id kann säut un sur verdragen! Awer id ward doch all wat ost un bin nich recht mihr up de Strümp. Wenn id blot denn ewigen Arger mit minen Mann nich hädd! Dei is en Beckermul, un id füll em gistern en Huhn slachten un braden!“

„Haben Sie es denn getan?“

„Oh, wo ward id! Id frög em, ob hei nahsten Eier leggen wull! Un äwerdem brad id kein jungen Hühner un de ollen irst nich recht nich, dei verköp id an de Stadtlüd. Dat Stadtvock frett als weg un betahlt als anständig. Ne, up so'n Stücken von minen Mann lat id mi nich in! De oll Hamel will of up fett Weid gahn, as de vörnehmen Lüüd, dei Windmamsellen (Pfeffermünzplätzchen) naschen un an sure Nervendruppen rüken. So wat können wi nich blasen!“

„Was für Tropfen meinten Sie?“

„Sure Nervendruppen! Sei stinken beten un geven Luft in de Näs'. Wo sei up gebüdt heiten, weit id nich; id kann nich so seggen, un wat id segg, kümmt woll wat krumm un verschrat rut!“

„Das macht doch nichts! Das savoir-vivre ist nicht Ihre Sache; ich weiß es!“

„Dat versteiht sich! Tau de Jawwel-Witwer h'ir id nich!“

„So meinte ich es nun gerade nicht,“ säd de Gräfin un't was ehr antaufsehn, dat sei an dit

Vertelles Gefallen finnt, „ich meinte, die Courtoisie will auf dem Lande nicht recht gedeihen!“

„Ach, so meinten Sie! Ja, denn möt de Türke-sitt woll mihr Meß hewwen!“

„Ist Ihr Mann denn gut gegen Sie?“ frög de Gräfin, dei wat anners anfäng, wil sei up des Ort nich mit ehr fatig würd.

„Ach, de Manns sünd all glattüdrig Stinkers un oll mulsche Waters! Mit dei hett'n de leuwe Not, un 'ne vörnehm Dam kann sich dor gor nich rindenken! Dei weiten nich, wat dat Leben tau bedäden hett un können alls so maken, as sei wil-len!“

„Wieso? Warum? Was bin ich anders als Sie? Kann ich die Sonne ausblasen und bei Neumond den Mond anstecken? Hab ich mehr als fünf Finger an der Hand? Gibt es jemand, der mit mir tauschen und tragen wollte, was ich zu tragen habe? Und wird sich einer finden, der mir seine Jugend und Lebensfreude geben und dafür eine alte Gräfin sein wollte? Meine Augen sehen nicht mehr als die Ihrigen, vielleicht noch weniger! Und Sie haben noch einen Mann, der für Sie eintritt! Und Sie haben doch auch wohl gesunde Kinder?“

„Ja, id heww't ganze Nest vull, dei freien jeden Dag en Brot up!“

„Und haben Sie inuner das Brot für sie gehabt?“

„Ja, dat will id nich striden!“

„Na, sehen Sie, der alte Gott lebt noch!“

„Dat ward ümmer seggt, un oll Glaser Röhslund säd dat of, as de Hagel alle Finsterschivven intweislahn hadd. So'n rike Herrschaft, dei ut't vulle Fett stippi, weit likerst nich, wo unferemen tau Maud is, dor können sei sich gornich en Bild von maken!“

„Warum nicht? Ich kann auch nicht mehr, als mich satt essen — in de m einfachsten Gericht, Sie können's glauben! Was hab ich von meinem großen Schloß? Ich bewohne davon eine kleine Stube wie Sie, und Sie haben Ihre Kinder um sich! Die Sonne scheint allen, wenn auch nicht alle von silbernen Tellern essen!“

„Ja, dat redt sich so un is doch nicht an dem! Dat is grad so, as mit den Professor, dei ganz pria wükt, wo de Stauhl in alle Sprachen heit, un sich nahsten doch bitau sett't. Id heww woll min Sorg un minen Kummer! Wat min Dellst is, dei hett 'ne Kapunzel in't Knick, so grot as 'ne Ballnät, un vör acht Johr is mit en Gör von vier Johr in de Mergelkul versapen! Dunn heww id vort, dat mi de Tranen man ümmer so de Baden dal rönnten!“ Sei wischt sich mit'n Schörtenzippel in de Ogen un säd noch: „Dor fall'n woll swigen, wat ut so'n Gör rutbrött, wenn't of döft is!“

De Gräfin würd sich ernsthaft bi des' Würd, ehr Ogen irten ahn Glanz un vull Truer un skummer wid weg äwer de Feller, dat't einen weih daun künnt, un sei säd mit liser Stimm:

„Solange man Kinder hat, versiegen die Tränen nicht! Man glaubt bei der Heirat mit dem geliebten Manne, daß dies das Fundament zum Glück ist, und denkt nicht an die Last, die einst von oben drücken wird. Wenn Sie an Ihr liebes Kind droben denken, tröstet es Sie vielleicht, was ich Ihnen jetzt erzähle: Ich habe vier Söhne das Leben geschenkt, davon sind jetzt drei in der Irrenanstalt, und sie kennen mich, ihre Mutter, nicht, wenn ich sie —“

Sei müht heftig weinen un wull't sich nich ankommen laten, wo swer ehr dat Hart wir. Als sei sich en Ogenblick besonnen hadd, wir sei gefasster un vertellt wider:

„Der vierte blieb gesund und war der Stolz meines Lebens, mein Trost und meine Hoffnung. Er war sehr begabt und wurde schon früh Regierungsassessor, so daß ihm eine ehrenvolle Laufbahn bevorstand. Als solcher besuchte er uns mit seiner jungen Frau, die guter Hoffnung war, in der Weihnachtszeit, und er zeigte mir heimlich das Geschenk, das er seinem Vater von seinem verdienten Gelde gekauft hatte, eine lange Pfeife und ein Pfund Tabak. Mein Mann rauchte damals so gern. Damit ihnen die Zeit bis zur Bescherung nicht lang werde, und da wir Frauen noch in unserer kleinen geheimen Vorbereitungen nicht gestört werden sollten, so riet ich meinem Mann und meinem Sohn — hören Sie gut zu! Ich riet beiden, mit dem Jäger auf die Entenjagd zu gehen. Das taten sie. Sie fuhren hinaus im Boot auf die Moorseen, mein Mann saß in der Mitte und ruderte, mein Sohn vorn und der Jäger hinten am Steuer mit schußfertigem Gewehr. Er und mein Sohn folgten mit dem Gewehr dem Flug der Enten, mein Sohn richtete sich ein wenig auf — gerade als der Jäger abbrückte. — Und da gingen ihm Schrote in den Kopf, daß er zurückfiel — tot!“

„Die Jagd im Boot soll so gefährlich sein,“ jäd de arm lütt Fru wider, as sei wedder de Gewalt äwer sich sunnen hadd, „und das wußte ich nicht! Der Jäger schrie herzerreißend über das Unheil, das er ohne seinen Willen angerichtet hatte, und wollte sich ins Wasser stürzen. Mein Mann hatte genug zu tun, ihn davon zurückzuhalten. Sehen Sie, das war mein Weihnachten vor sechszehn Jahren. Der heilige Abend ist für mich ein Tag des Weinens, ich kann dann niemand um mich sehen und gehe dann früh zu Bett und lese etwas von dem großen Dulder, der noch mehr gelitten hat als wir. In der Stunde des Weinens und der Verzweiflung wendet man sich wieder zu ihm, und das Vertrauen auf ihn bringt die Seele wieder ins Gleichgewicht. Am heiligen Abend weiß man erst, wie glücklich man einst gewesen ist.“

Mein Mann,“ jäd de Dam taulezt, „hatte sich mit zunehmendem Alter das Rauchen abgewöhnt, aber an jedem heiligen Abend, der ihm noch beschteden war, ließ er sich ein Pfund Tabak aus der Stadt mitbringen und stopfte sich die Pfeife, aus

der er dann etnige Züge tat. Den übrigen Tabak verschenkte er! Also, gute Frau, sehen Sie sich immer erst genau die Leute an, die mehr Geld haben und nach Ihrer Meinung besser daran sind als Sie, dann wird es Ihnen leicht, das Geld nicht als das höchste Gut zu achten! — Wie golden strahlt die Sonne über den Wäldern, auch mir scheint noch eine andere Sonne, mein Enkel. Gott gebe, daß er von seiner schweren Krankheit geneset; es scheint ja so! Sehen Sie nur, wie schön und klar und verheißungsboll der ferne Horizont ist!“

„Ja! Dor mücht id ok mal eins henführen, in dei Gegend bün id noch nie nich west. — Gott in'n hogen Himmel — de Klock is meist fif, dor kümmt de Inspektör antauriden!“ jäd de Fru un smet ehren Kram up'n Handwagen. „Dörf id minen Wagen dörr den Herrentweg treden? Das is en beten neger nah't Wirtwart, un id hewtot hild!“

„Versteht sich!“ antwurdt de Gräfin un langt in ehr Tasch. „Da! Tun Sie's in die Sparsbüchse für Ihre Kinder! Ich geb's Ihnen zur Belohnung dafür, daß sie eine Mutter haben, die schon morgens früh so fleißig ist!“

De Fru bedankt sich för dat Goldstück un drückt sich nah'n Herrentweg rin. De Gräfin güng en Hautweg entlang dörr dat Sturn, un de leitwe Sünne warmt ehr de Glieder. Up desen Weg begegnet ehr de Inspektör, dei den Haut treckt un von't Pferd springt.

„Im Vorwerk wohnt eine fleißige Frau,“ jäd sei tau em, „sie hat schon in aller Frühe Kartoffeln und Klee geholt! Solche Frauen schätze ich sehr, Sie ja auch. Haben Sie ein Auge auf sie, daß wir sie auf dem Gute behalten!“

„Das kann nur die Gießelsch vom Vorwerk sein!“ antwurdt de Inspektör nachdenklich. „Sie ist erst seit Michaelis hier!“ Sei dacht en Ogenblick nah. „Wo ist sie denn?“ frög hei.

„Ich habe ihr Erlaubnis gegeben, durch den Herrentweg nach Hause zu gehen. Lassen Sie es an nichts fehlen — vorerst habe ich ihr eine Kleinigkeit gegeben! — Aber ich muß mich beeilen! Guten Morgen!“

De Inspektör red nah't Wirtwart hen un stürt up den Katen tau, wo Gießel wohnt. De Fru wull grad ehren Handwagen in'n Stall treden.

„Dor hewwen wi de Bescherung!“ rep hei. „Wo bel Geld hett de gnädig Fru Sei gewen?“

„Zwintig Mark!“ antwurdt de Fru bewaut.

„Un dat dörsör, dat Sei ehr de Tüffel un den Klewer stahlen hewwen! — Wat willen Sei mit all de Tüffel?“

„Dei verköp id in de Stadt!“ hult sei.

„Un habenin riten Sei noch dörr mi ut — dörr den Herrentweg! Sei sünd jo 'ne tweimal dörrgedreigt! Ich will de gaudi Gräfin ditmal nicks von des' Nichtswürdigketten vertellen, dat würd ehr bel mihr weih daun as Sei, äwer passiert dat noch mal, dann steigen Sei von'n Hof un direkt in't Loch!“

Der Osten.*)

Von Otto Welzien.

Man mag den Begriff einer niederdeutschen Kultur im engsten oder im weitesten Sinne fassen, an der einen und nun doch einmal bestimmenden Tatsache, daß sie im nord-nord-östlichen Gebiet zurückgeht, ist nicht zu zweifeln.

Nun wird ja freilich richtig sein, daß „Kultur“ und das, was etwa unter niederdeutscher Art und Sprache, vielleicht auch niederdeutscher Kunst zusammenzufassen ist, sich nicht so recht decken; daß das eine vornehmlich Fortschritt, das andere Beharren zur Voraussetzung hat. Immer aber bleibt bestehen, daß den Niederdeutschen hier Boden verloren geht, mag gleich der Wille, ihn zu halten, an manchen Stellen noch so warm sein, so entschieden wirken wollen.

Es ist überhaupt eine merkwürdige Sache: das Niederdeutsche bedarf der Pflege, wenn es sich in gesunder Weise erhalten, entwickeln soll. Aber die bewußte Pflege der Eigenart hat oft einen sonderbaren Charakter zu eigen. Sie läßt Zeichen des Leidens hervortreten, die sonst entweder nicht da sind oder doch nicht gesehen werden. Und es will öfter einmal so scheinen, als ob die Pflege hier und da nicht ganz ohne Schuld sei an solchen Schwächen. Als ob die stärkste Kraft unvereinbar bleibe mit allem, was Teil hat an solcher Pflege, Geist und Taten . . .

Aber das ist wohl, um mit Fontane zu reden, ein „weites Feld“, ein Feld, zu groß und unübersichtlich, als daß man hoffen könnte, es gründlich charakterisieren zu können in einem Rahmen, wie er hier nun einmal gegeben ist. Schwenken wir also ab zur einfachen, referierenden Würdigung allgemeinen gegebener Tatsachen.

Es ist genügend bekannt, daß zwischen dem Norden, der Mecklenburg heißt, und dem Nordosten um Danzig und Königsberg herum recht viele Unterschiede bestehen. Ich bin auf der einen, der nördlichen Seite des Gebiets zu Hause, auf der andern und mitten inne zwischen beiden lange genug heimisch gewesen, um dergleichen Unterschiede zu kennen. Der Nordosten ist, wenn man es in ganz knappem Umriß zeichnen will, viel weniger an der

Pflege niederdeutscher Eigenart beteiligt, wie der andere Teil des Ganzen; er hat sich in der bewußten Sprachpflege, in der Betonung seiner Eigenart auf den Wegen der Literatur und Kunst stets sehr viel lässiger gezeigt, wie die Leute im Lande Miklots und Pribislabs, Sie dagegen haben manches hinnehmen müssen von den kleinen Nöten, die aus Fehlern erwachsen mögen. Und sind im Grunde doch nicht viel weiter gekommen. Blieben wie die andern im Nordosten auch dabei stehen oder kamen mehr und mehr dahin, daß das Land stärker wie je als der Träger der niederdeutschen Sprache in ihrer eigensten Art, in der Sonderkraft ihrer Anschauungen und Begriffe empfunden wird im oft freilich noch unbewußten und auch wohl noch nicht so scharf merkbaren Gegensatz zu der Siedelung mit städtischem Charakter, die das Stärkste vom Eigenen eintauschte gegen — Kulturwerte anderer Art.

Von einer preußischen Kunst (die Eigenschaft auf Niederdeutsches angewandt) ist mir nichts bekannt geworden. Man müßte denn schon Leuten, die auf der Bühne oder sonst im Vortragsaal „Koenigsberg“ ganz richtig frei und treu nach dem Original auszusprechen vermögen und die auch noch wirkliche oder vermeintliche andere Witze hinzufügen können, zur Kunst rechnen. Aber das hat wenig Wert, soll denn auch hier vermieden werden.

Die Literatur derer von Reichmann und Johannes kann aus ähnlichen Gründen gegenwärtig noch nicht die Stellung angemessen vertreten, die eine wirkliche Stammesliteratur einnehmen darf und festhalten soll; vorher muß schon noch der Reuter der Frühzeit weniger mißverstanden, der der „Liden“ besser nachgeahmt werden.

Pommern hat vor allem den Willen gezeigt, die niederdeutsche Literatur durch eine groß angelegte Sammelstätte ihres Schaffens zu fördern. Die Universität Greifswald dokumentierte durch den Beginn dieser Sammelstätigkeit, daß sie sich einer Aufgabe bewußt ist, die auf den hohen und den anderen Schulen in niederdeutschen Landen sonst — ein Fehler zweifellos von uns aus gesehen! — zu sehr vernachlässigt wird. Es ist ja selbstverständlich, daß sich unter den Tausenden von Nummern, die gesammelt wurden, weiter gesammelt werden können, viele finden, die mit der Literatur im engeren Sinne nur oberflächliche Beziehungen unter-

*) Dieser treffliche Artikel ist dem „Niederdeutschen Jahrbuch“ entnommen, auf das wir auch hier empfehlend hinweisen wollen.

halten. Aber wenn auch —: der Weg muß Pflüge finden, wenn anerkannt wird, daß die niederdeutsche Literatur Rang und Reichtum für immer in sich trägt!

Es stimmt im ganzen zur Eigenart der Pommer, daß sie im Schaffen von Werken der Kunst wie der Literatur dann nicht an erster Stelle stehen, wenn man das Ganze des niederdeutschen Gebietes im Auge hat. Namen wie Heinrich Bandlow, Margarete Wietholz-Nerese, Otto Graunke, Albert Schwarz verdienen zwar zum Teil auch etwas mehr Geltung, wie sie haben; aber ihre Eigenart ist doch auch wieder ziemlich begrenzt, ihre Kraft kann mehr gleichartiges Streben neben sich in Geltung sehen, wie sich findet.

Im einzelnen hat Bandlow, der Mann des „Stratenfögels“ mit diversem „lustigen Lüggs“ auch allerlei mitlaufen lassen, was auf ein Zubiel an Produktion, ein Verwässern humorvoller Laichenkraft schließen läßt. Bei der Wietholz reicht die Kraft der Gestaltung oft nicht ganz für die wichtigen Absichten aus. Graunke und Schwarz gaben zumeist Lyrik, in der vornehmlich Schwarz Einzelnes voll reifer, ruhiger Schönheit stellte.

Bei den Medlenburgern ist nach der Erfolgehohe Reuters, der Reife dieses großen Prosaisten und des in seiner Art schwer zu übertreffenden Lyrikers Brinckmann viel Wollen, wenig gereiftes oder gar ganz reifes Können am Werke gewesen. Zwei gute Kräfte, der innige Lyriker Schröder und der zwar ungleiche aber doch durchaus eigenartige Erzähler Stillsfried sind vor nicht langer Zeit (1909-10) auch geschieden. Gelieben sind einige, die müde wurden auf halbem Wege, andere, die noch arbeiten am Erreichen gestellter Ziele. Eine gute lyrische Kraft ist Ernst Hamann, fruchtbar und oft treffend wandert auf gleichen Wegen August Seemann. Wilhelm Schmidt, Richard Dohse u. a. gehen ihnen

zur Seite; was sie abschließend bedeuten können und werden, ist heute noch nicht mit Sicherheit zu sagen.

Nicht übersehen werden darf die Unterstützung, die heimatisches Schrifttum, heimatliches geistiges und künstlerisches Schaffen von Vereinigungen wie dem „Heimatbund“, dem Verein für ländliche Wohlfahrtspflege usw. gefunden hat; dadurch ist manches Gute angeregt oder in der Vollendung gefördert worden. Auch der plattdeutsche Landesverband zählt hierbei mit.

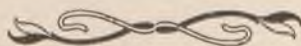
Die gelegentlich angedeutete Möglichkeit einer stärkeren Pflege des Niederdeutschen durch die Landesuniversität ist bis auf weiteres Möglichkeit geblieben.

Eine Sammlung im Rostocker Museum, die Brinckmanns literarischen Nachlaß zusammenfassen soll, ist mit einem guten Grundstock bedacht, wird sich wohl zu etwas sehr Erfreulichem auswachsen können.

Eine besondere Note verdient hierbei die Tätigkeit Professor R. Wostfdlos, der in jahrzehntelanger Arbeit eine Menge volkskundliches Material sammelte und der eben dabei ist, analog dem Vorgehen in Holstein, die Grundzüge für ein Medlenburgisches Wörterbuch auszuarbeiten. —

Eine eigene Kunst, z. B. auch der Bühne fehlt auch hier so ziemlich ganz.

Wer Ideale hat, mehr lebendig sehen möchte, als die Wirklichkeit gewährt, wird freilich immer Unbefriedigendes finden. Und das ist ja auch wohl gut und richtig so. Denn erst aus dem rechten tapferen und frohen Widerstreit zwischen Wollen und Vollbringen wächst langsam auf das, was Anrecht auf Dauer in sich trägt: ganzes, im Erproben der Kraft reif gewordenes Tun! Einen Gruß allen, die in solchem Sinne am Werke sind.



Die Stadt Regenwalde und ihre Kirche.

(Aus alten Chroniken veröffentlicht die „Pommersche Tagespost“ das Folgende.)

Vom Herzog Wartislaw III. erhielten im Jahre 1255 die Prämonstratenser-Mönche vom Kloster Belbuc bei Treptow a. R. das Dorf Carow bei Regenwalde, wodurch deutsche Kultur in den Vorkreis getragen wurde. In demselben Jahre erhielt Kolberg das Stadtrecht, wodurch hier die Tätigkeit von Bordes als Kastellan aufhört und er sich auf seine Besitzungen an der Rega zurückzieht.

Dieser und seine Söhne Johannes und Jakobus von Börde auf Stramehl gründen im Jahre 1282 die Stadt Regenwalde und beauftragen Dietrich Horn aus Kolberg, diese Stadt zu besiedeln. Unter den Zeugen dieser Urkunde werden die Priester Basilius und Gottfriedus genannt, jedoch wird hierbei einer Kirche nicht gedacht, die gewiß mit Grundeigentum im Burgflecken Regenwalde bestanden hat. 1354 wird Henning Zachow als Pleban in Regenwalde genannt, der zugleich Dombilar in Cammin war. Dieser, ein vermöglicher Herr, errichtete ein Testament, aus dem hervorgeht, daß die Kirche der Jungfrau Maria geweiht war. Er setzte zehn Mark Silber zur Anfertigung eines Matrauffasses aus, auf welchem die Mutter Maria, die heilige Anna, Jesus im Tempel dargestellt wird.

Im Jahre 1389 wird dem Geistlichen der Kirche zu Regenwalde nach einer Bulle des Papstes Alexander IV. aufgetragen, Markte Börde auf Stramehl unter Androhung des Bannes zu cillieren, weil er an der Gefangennahme des auf der Reise befindlichen Herzogs von Geldern teilgenommen habe. Nach einer Urkunde vom Jahre 1468 gehört die Regenwalder Kirche zum Archidiaconat Cammin, und der Pleban Georg Becker in Schivelbein ist Offizial Präpositus von Cammin, Labes, Regenwalde, Stramehl. In dieser Zeit ist die heutige Kirche von Regenwalde gebaut, genaue Daten fehlen. Merkwürdig ist, daß sie nicht genau von Osten nach Westen gebaut ist, sondern ein wenig schräge. Man sagt, darum, daß die Frühlingssonne am Marienstage, am 25. März, genau auf den Altarscheine, daher auch der Name Marienkirche.

Im Jahre 1518 kommen auch nach hier Ablassfrämer. Der Bischof von Cammin veranstaltet Wallfahrten nach dem Gollenberg, von Regenwalde wurde eine nach Sabow bei Raugard gemacht.

Im Jahre 1536 werden die katholischen Priester abgesetzt und die Einsegnung der Kinder und die Hochzeit mit kirchlicher Trauung eingeführt. 1547

nimmt Markte von Börde aus Regenwalde an dem Reichstage zu Augsburg teil. Während des Dreißigjährigen Krieges wird Regenwalde ein Raub der Flammen, wobei die Kirche teils zerstört wird und die Pfarrhäuser und Kirchenakten vernichtet werden.

Die letzte Huldigung der von Börde durch die Bürger der Stadt Regenwalde fand 1688 statt. 1705 wird die Neuerung eingeführt, daß die Kirchenplätze vermietet werden, und zwar für Männer und Frauen getrennt. Die Gewerke erhalten Freiplätze, müssen aber zur Erhaltung der Fenster beitragen.

Groß ist die Zuchtlosigkeit der Buben. An der Kirchentür wird ein Halseisen angebracht, woran die Buben angeschlossen werden sollen, die in der Kirche Muttotillen treiben.

In dem nahen Dorfe Drnshagen wurde die abgebrannte Kirche 1731 wieder erbaut. Da sie aber in vielen Jahren keine Kirchenglocken erhielt, ging der Diakon auf der Flöte pfeifend durch das Dorf und rief: „Kommt, kommt in die Ker!“

1807 wurde der Kirchhof, welcher sich inmitten der Stadt an der Kirche befand, vor das Kolberger Tor verlegt. Niemand wollte hier zuerst begraben werden. Da hier zufälligerweise ein Zigeunerkind starb, hielt der Pastor Golcher es nicht für richtig, daß durch diese Leiche der Kirchhof eingeweiht wurde. Bald darauf starb Golchers Frau, und dies war die erste Leiche auf dem neuen Friedhof. 1807 mußte die Kirche auf ihren Uder 442½ Thlr. Kriegsteuern zahlen. — 1811 kommt die Verordnung, daß die Geistlichen bei Amtshandlungen eine schwarze Robe tragen sollen sowie ein Barett.

1813 wurde von Grünberg-Stettin für 820 Thlr. eine neue Orgel gebaut. Freiwillige Gaben betrugen 100 Thlr. — Von der erhaltenen Kriegsentfädigung wurde 1820 das Schulhaus gebaut, welches noch heute besteht und benutzt wird. —

Als alleintiger Lehrer wirkte hier 1785 bis 1807 der Rektor, Kantor und Organist Oesterreich. Er fand noch soviel Zeit, für Kinder und andere Personen aus Gänsefedern die Schreibfedern zu schnitten. Er verdiente dabei ein nettes Sümmchen, das den Grundstock zu der heutigen Schulkasse bildete.

1826 stirbt der Patron Börde. Hans von Bülow wird durch Kauf vom Schloßgut Regenwalde Patron. — Das Patronat ging 1877 an seinen Schwager, Graf von Perponcher-Drnshagen, und in diesem Jahre an des letzteren Sohn, Graf Felix von Perponcher, Schloßgut Regenwalde, über.

Das löte Länneken.

Von Alfred Biese-Frankfurt a. M.

Der gebildete Deutsche pflegt gemeinhin von Hiddensee, der westlich dem nördlichen Rügen vorgelagerten, schmalen, von Buchten zerrissenen, 17 Kilometer langen Insel, nicht viel mehr zu wissen, als daß besonders die Schiffer, die dort geboren, in der Ferne, voll bitteren, unbezwinglichen Heimwehs an „das löte Länneken“ denken und nichts sehnlicher wünschen, als dorthin zurückzukehren und ihren Lebensabend, wenn auch noch so bescheiden, in der trauten Heimat zu beschließen. Und wenn der gebildete Deutsche, von dem oben die Rede war, in seinem „Goethe“ wohlbeschlagen ist, so erinnert er sich bei dem Namen Hiddensee an die Wendung in den „Maximen und Reflexionen“: „Liebes, gewaschenes Seelchen ist der verliebteste Ausdruck auf Hiddensee.“ Ein seltsamer Ausdruck, über dessen Ursprung man unter den Goethe-Philologen viel hin und her gestritten hat. Arved Jürgensohn hat in einem Schriftchen über Hiddensee (Stralsund, Bremer 1913) als Quelle das „Plattdeutsche Wörterbuch“ des Greifswalder Professors Joh. Karl Dähnert (Stralsund 1781) nachgewiesen, in dem es heißt: „Witt“, adj. weiß . . . „witt Tüg“, gewaschenes Zeug . . . „miin lewet wittet Seelken“ ist die größte Schmeichelei der Verliebten auf Hiddensee; „wittet“ — gewaschen — wird hier wohl im Sinne von „rein unschuldig“ gemeint sein. Wer freilich heute auf Hiddensee weilt, wird schwerlich die Ausdrücke „das löte Länneken“ und „wittet Seelken“ noch im Schwange finden. Der Realismus der Gegenwart ist solcher Sentimentalität feindlich gesinnt.

Der in der neuesten deutschen Literaturgeschichte Bewanderte weiß, daß Gerhart Hauptmann oft in Hiddensee Aufenthalt nahm und hier an seiner „Barfünkenen Glode“ dichtete, daß die Namen „Schlud“ und „Jau“ (eig. Gau) hier landesüblich sind, daß auch „Gabriel Schillings Flucht“ hier seinen Schauplatz hat. Einen tiefangelegten Roman läßt Clara v. Sydow auf Hiddensee sich abspielen („Einsamkeiten“, München, Beck 1911), ist sie doch in Altenkirchen a. Rh. aufgewachsen, wo einst L. Rosengarten der Vorgänger ihres Vaters war, und Rosengarten (1758—1818) wurde nicht müde, die Naturschönheit Rügens und Hiddensees zu preisen; ihm folgten Arndt, Chamisso, Wilhelm Müller u. a. m. Daß Maler wie Schönleber, Wilhelm Müller u. a. m. Daß Maler wie Schönleber, Leistikow, Müller-Kirchzow, Oskar Kruse-Diepenburg und zahl-

lose andere hier Stoffe und Stimmung für ihre Bilder fanden, ist wohl begreiflich. Und daß hier jetzt manche Feldgrube von ihren Wunden und Strapazen Erholung suchen, ist wohl berechtigt. Wie schön unser deutsches Land ist, das werden gerade sie jetzt würdigen, doch auch uns allen anderen ist es aufs neue geschenkt und doppelt teuer geworden, seitdem es in so grimme Gefahr gestürzt wurde.

Die norddeutsche Inselwelt der Ostsee hat ihre ganz besonderen Reize. Diese ist nicht oft so wild wie die Nordsee; der liebliche Charakter wiegt vor, doch auch sie kann toben und ein krauses Gesicht annehmen; wer vierzehn Tage an ihrer Küste weilt, erlebt zumeißt den ganzen Wechsel von Sonnenschein und Regen, von Stille und Sturm, zumal auf einer Insel, wo der Wind fast regelmäßig entweder von Ost oder West pfeift. Hiddensee zeichnet sich vor anderen, zumal von den Nordseeinseln, durch seine waldige und hohe Küste im Nordwesten aus. Unendlich verschlungene schmale Pfade führen da durch den sogenannten „Dornbusch“, d. h. einen Waldbestand, der aus hohen Stranddornbüschen, die zum Teil undurchdringlich sind, und Kiefern, Birken, Ginster und Heckenrosen und Flieder gar anmutig gemischt ist. Da wandert man in lauschigen Lammengängen, und plötzlich öffnet sich der Blick auf das Meer — und wie wechselnd ist dessen Beleuchtung, wie phantastisch gestaltet sind die Wolken! — und unablässig ist der Wanderer auch im tiefen Walde von dem Rauschen der Wogen und von der Musik des Windes umtönt. Ganz besonders lauschig liegt inmitten des Kiefernwaldes ein Waldhotel „Zum Klausner“; nicht weit davon erhebt sich ein Leuchtturm, der natürlich in Kriegszeit außer Betrieb gesetzt ist. Von dort überschaut man das ganze Ländchen mit seinen Einschnitten; drüben von Rügen grüßt bei klarer Luft uns der Arndt-Turm auf dem Rugard, und gleitet das Auge südlich, der Kirchturm von Schaprode, und alles beherrschen in der Umschau die stolzen Türme von St. Marien und St. Nikolai in Stralsund. Ist es recht sichtige Luft, kann man auch das freidige Felsenland Mden auftragen sehen.

Der Name Hiddensee, wie Goethe und viele andere schreiben, ist durchaus nicht so sicher, wie Jürgensohn meint. Vielmehr scheint er auf falscher Volksetymologie zu beruhen. Sago Grammaticus

(1150—1216) schreibt *Sithini insula* und *Sithinifj* und denkt an den in der Edda *Hedin*, im Sudrum-
 lied *Hettel* genannten König; ö bedeutet Insel, wie
 in der Nähe eine solche Dehe heißt und nicht weit
 entfernt die Greifswalder Die liegt. Die amtliche
 Schreibung ist daher jetzt, und wohl mit Recht,
Hiddensee. Es bleibt fraglich, ob sie die seit
 Jahrhunderten nur einmal herrschende verdrängt
 wird.

Hiddensee hat eine interessante Geschichte. Wen-
 den hausten auf *Rügen* und *Hiddensee* zuerst, sie
 wurden von den Dänen unterworfen; diese führten
 das Christentum ein; bis 1325 standen die rügen-
 schen Fürsten unter dänischer Oberhoheit. Fürst
Witzlaw II. von *Rügen* schenkte 1246 die Insel
Hiddensee dem Zisterzienserorden, und so entstand
 eine Kloster-Abtei, die dem heiligen *Nikolaus*, dem
 Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute, geweiht
 war; sie blühte bis 1536; jetzt zeugt nur noch ein
 Torbogen von einstiger Pracht und Herrlichkeit.
 Wie *Vorpommern* und *Rügen* war auch *Hiddensee*
 von 1648—1815 schwedisch und fiel dann an Preu-
 ßen. 1836 kaufte das Kloster zum Heiligen Geist
 in *Stralsund* die Insel, die vordem im Besitze ein-
 zelner rügenscher Adelsfamilien gewesen war.

Nur kleine Dörfer (*Witte*, *Grieben*, *Kloster*,
Neuendorf-Blagshagen) ziehen sich mit ihren roten
 Dächern und grünen Bäumen an dem Meere hin,
 doch *Witte* und *Kloster* erfreuen sich wachsenden Be-
 suches, und wer die Meeres- und Waldes- und
 Bergeseinsamkeit liebt, kann hier in schlichten, dörf-
 lichen Verhältnissen reiche Befriedigung finden. Und
 je mehr die Liebe zum eigenen Lande wächst —
 was wir nach dem Kriege hoffen wollen —, je we-
 niger der Deutsche in die Fremde schweift, sei es in
 die *Dogusbäder* *Belgiens* oder *Englands* oder
Frankreichs, die so viel gutes deutsches Gold ver-
 schlungen, desto werter werden ihm auch die In-
 seln und Badeorte *Norddeutschlands* werden. Und
 er wird nicht mehr in törichter Fremdländerei, wie
 es so oft geschah, von *Hiddensee* als dem *Irland*
 oder *Capri* *Pommerns* oder von dem pommerschen
Sithala und der *Hiddenseer* „*Niwiera*“ reden, son-
 dern „dat söte Länneken“ wird ihm als eine Perle
 unter den deutschen Inseln, um seiner selbst wil-
 len, nicht in Erinnerung an stolze Naturschönheit
 der Fremde, im Vergleich mit berühmten Namen
 des Südens oder Westens lieb und teuer sein.
 Wenn auch fernerhin der Krieg die Vertinnerlichung
 des Gemütslebens zur Folge hat, dann wird auch
 der Sinn für die heimische Landschaft, für den
 deutschen Wald, für deutsches Meer eine Steige-
 rung und Vertiefung erfahren.

Die Frage des Naturgefühls hat eine stoffliche
 (materiale) und eine formale Seite. Bei jener kann
 man verfolgen, wie im Laufe der Jahrhunderte be-
 sonders der Sinn gerade für das Meer und für
 das Gebirge erst erst allmählich erwacht ist, aber
 auch wie die Ausdrucksfähigkeit für das Gefühl sich
 erst nach und nach entwickelte. Das spürt man auch,

wenn man die Versuche aus der älteren Dichtung,
 die Reize von *Hiddensee* zu verherrlichen, betrach-
 tet. Wie ungelent und altmodisch mutet uns *Rose-*
garten an, wenn er nach dem Muster *Homers* und
Klopstocks anhebt:

Singe, Gesang, die Natur und die Gaben des
 Bernsteinlands,
 Rechts bespült von des Ostmeers Fluten, gesondert
 die Rinne
 Durch die Gewässer des Sundischen Golf von Ru-
 giens grünen
 Dörferbesäten Gestaden, erstreckt sich das einsame
 Eiland
 Langgedehnt, doch schmal, aus der Mitternacht in
 den Mittag.

Rosegarten war es, der, wie *Wilhelm Mein-*
hold, der berühmte Verfasser der „*Bernsteinere*“,
 sagte, „dieses reizende Eiland zuerst uns aufschloß
 und, sozusagen, für unser Herz entdeckte.“

Ein freilich recht unbedeutender Heimatsdichter
Pommerns war *Karl Lappe* (1773—1843); der be-
 grüßt *Hiddensee* z. B. mit den Versen:

Um *Quolitik*’ Opfersteine schwebt ein gespenstisch
 Weh.
 Blüh’ auf im Abendscheine, Glanzhügel *Hiddense-*
see! . . .

Oder er fragt:

Welch geheimer Zauber waltet
 Um das kahle, kalte Land,
 Daß sich Heimweh hier entfaltet
 In dem dürrern Dünenland?
 Wo verbirgst Du tief versteckt
 Den Magnet, der Sehnsucht weckt?
 Sprich, süßes Ländchen!

Und er antwortet:

O, es ist die Lebensstille,
 Fromme Weltentzogenheit!
 Strandgeflügels Luftgeschwille,
 Ausblick in Unendlichkeit,
 Reingeklärte Inselnluft,
 Wellensingen, Meeresduft!
 Du süßes Ländchen!

Rosegarten bekennt schon 1792: „*Berge* geh’n mir
 nächst dem Meere über alles; *Inselberge* nun gar,
 unrausch vom heiligen Vermögen des Meeres, sind
 mir der höchste Gipfel aller Naturerhabenheit. Kein
 Wunder demnach, wenn ich nicht müde werden
 konnte, in diesen Höhen umherzuschwärmen.“ So
 „singt“ auch *Karl Lappe*:

Sei mir gegrüßt, o *Dornbuschinsel*, sei
 Du *Hochland* mir gegrüßt! Was dort ins Meer
 Sich flach hinunterdacht, verschmäh’t mein Fuß:
 Doch wo ein Berg sich hebt, hebt sich das Herz,
 Da schaut die Freiheit von den Wipfeln her,
 Und unermeßlich, wie die schöne Welt,
 Die drunten liegt, ist die entzückte Brust.

Von tiefer echter Empfindung und von größerer Ausdrucksfähigkeit zeugt ein Gedicht Siegfried Mauermanns:

Ein Wundereiland hat mein Fuß betreten,
Mein ganzes Wesen ist der Welt entrückt.
Und mich durchglüht ein ungewolltes Beten.
Fragt nicht, warum; ich fühl's, ich bin beglückt.

Ihr schaut von Hügeln auf den Glanz der Bogen,
Ihr rühmt der Schluchten Absturz in das Meer,
Bespülter Buchten weite, sanfte Bogen;
Der Blick ist reich. O sei das Herz nicht leer!

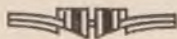
Ihr hört das Tosen und das Wellenkrauschen,
Der Zweige Flüstern leis' im Abendwind;
Ihr wißt dem Vogelzwitzern fein zu lauschen,
Ihr hört mit Ohren, die voll Weisheit sind.

Ihr pflückt Euch Ginster, Nehren, Immortellen,
Der Heckenrose luftiges Gebild.
Ihr laßt Euch schaukeln von bewegten Wellen,
Euch blinzt die Abendsonne glitzernd, mild.

Und all dies, alles schildert Ihr begeistert.
Ich bleibe seltsam überwältigt, stumm.

Und wenn mein Mund nicht schöne Worte meistert —
Ich bin beglückt, ich fühl's; fragt nicht warum!

Treffliche Schilderungen von Rügen und seinen Nachbar-Inseln gaben die Romanschriftsteller Hoefler, Spielhagen und Galen, doch wer dort wandert, der geht auf keines Dichters Spuren mehr, als auf denen des kernigen deutschen Mannes Ernst Moritz Arndt, der auf Schoritz, auf der Südecke Rügens, geboren ist und auf dem Rugard sein Denkmal hat. Und wahrlich in ihm ist norddeutsche Art wie in wenigen verkörpert; aus dem Boden seiner Heimatinsel sog er seine Kraft, Eichen- und Buchenwipfel rauschten über seiner Jugend, und das Meer, das unendliche Meer, gab den Grundton dazu. So wird er auch nimmer müde, das rügenische Insel-land in allen seinen Reizen zu verherrlichen und seinem tiefen Heimatgefühl Ausdruck zu leihen. Die Krone Rügens ist die Halbinsel Jasmund mit den stolzen Kreidefelsen und den weiten, dunklen Buchenwäldern — doch unbergelich bleibt dem Wanderer auch „das süße Ränneken“, wenn seine Seele eine Harfe ist, auf der die Allmutter Natur spielt, so daß die Saiten erzittern und mitschwingen in lauter Harmonie.



Vereinsberichte.

Hauptversammlung der Ortsgruppe Freienwalde des Bundes Heimatschutz.

Am 20. III. fand im Gasthaus Müller die dies-jährige recht zahlreich besuchte Hauptversammlung der Ortsgruppe Freienwalde statt, zu der auch zahlreiche Damen aus dem Mitgliederkreise erschienen waren, die mit regstem Interesse den Verhandlungen und Beratungen des geschäftlichen Teiles folgten. Nach einer kurzen Begrüßung gedachte der Vorsitzende, Rektor Stielow, eines im Kampfe für das Vaterland gefallenen Mitgliedes, dessen Andenken von der Versammlung durch Erheben von den Plätzen geehrt wurde. Als Vertreter des Landesvereins war der Geschäftsführer desselben, Hygeallehrer Keepel aus Stettin erschienen, als Gast das Mitglied der dortigen Ortsgruppe, Direktor Thümmel.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen berichtete Hygeallehrer Keepel über die Tätigkeit und die neuen Aufgaben des Landesvereins und der übrigen Ortsgruppen und schloß mit der Bitte, bei einer Sammlung von Feldpostbriefen pommerischer Krieger, die in einem Werke den kommenden Generationen erhalten werden sollen, tatkräftig mitzuwirken. In der sich anschließenden Besprechung gab Direktor Thümmel seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Ortsgruppe Freienwalde Heimatschutzarbeit und

Volksbildungsarbeit in so geschickter Weise miteinander zu verbinden wisse.

Dem Jahresbericht der Ortsgruppe entnehmen wir folgendes:

Die Ortsgruppe, die auf ein zweijähriges Bestehen zurückblickt, zählt 53 Mitglieder, von denen 20 im Felde stehen. An dem Arbeitsplane werde trotz des Krieges im wesentlichen festgehalten. Die Volksbildungs- und Unterhaltungsabende hatten durchweg den Charakter von Kriegsabenden und werden von den dankbaren Zuhörern gerade in dieser ernsten Zeit als Bedürfnis empfunden. Folgende belehrende Unterhaltungsabende fanden statt: 1) „Soldatenleben“ (Vorträge: Pommersches Ritterleben im Mittelalter und „Der Balkankrieg“). 2) „Unsere Flotte“ (Vortrag: „Die deutsche Kriegsflotte“). 3) „Im Märchenlande“ (Vortrag von Märchen mit Lichtbildern). 4) „Dem Vaterlande“ (Vorträge: „Die Volksernährung im Kriege“ und „Sind die Klagen über unsere Feldpost berechtigt?“). 5) „Saatzig“. (Lichtbildervortrag: „Geschichtliche Erinnerungen und Natur- und Kunstdenkmäler aus dem Kreise Saatzig.“)

Die Lichtbildersfolge, aus 76 Bildern bestehend, ist Eigentum des Kreises Saatzig und wurde im Auftrage des Herrn Landrat von Loos von der Ortsgruppe Freienwalde hergestellt. Die Kosten für die Herstellung der Bilderfolge, einschließlich der

Terte, Kästchen für den Versand usw. betrogen insgesamt 135,05 Mk. Die Bilder ruhen beim Rgl. Landratsamt in Stargard und können von dort unentgeltlich — gegen Erstattung der Portokosten — entliehen werden. —

Die für den Herbst 1914 geplante Heimatschutzausstellung mußte mit Rücksicht auf den Krieg aufgeschoben werden. Am 7. Juni 14 fand unter reger Beteiligung ein Ausflug in das herrliche Jhntal bei Jacobshagen statt.

Der Kassenbericht zeigt bei einer Einnahme von 374,60 M. und einer Ausgabe von 358,98 M. den Bestand von 20,62 M. Nachdem in der Vorstandswahl die beiden ausscheidenden Vorstandsmitglieder wiedergewählt wurden, schloß der Vorsitzende den geschäftlichen Teil der Hauptversammlung mit Worten des Dankes für das rege Interesse und die Unterstützung, die der Ortsgruppe von allen Seiten entgegengebracht worden seien.

Der unterhaltende Teil des Abends begann mit dem Vortrag des vierhändigen Klavierstückes „Peziosa“ von C. M. v. Weber. Dann folgte das wirkungsvolle Lied, Einzelgesang, „Unseren gefallenen Helden“, an das sich das gemeinsam gesungene „Deutschland, Deutschland über alles“ schloß. Den Hauptteil des Abends füllte ein Lichtbildervortrag des Vorsitzenden über „Naturschutzpark in Deutschland und Oesterreich“, in welchem besonders die wirkungsvollen farbenprächtigen Bilder aus dem Naturschutzpark in der Lüneburger Heide lebhaftes Interesse weckten.

Stielow, Rkr., Freienwalde i. P.

Messenthiner Waldverein zu Steffin.

Ausflug mit genesenden Kriegern.

Wie schon oft, so war auch am letzten Sonntag Ziegenort das Ziel einer größeren Zahl unserer verwundeten Krieger. Diesmal war es der Messenthiner Waldverein, der 32 Krieger hinausführte und ihnen die Schönheiten unserer engeren Heimat zeigte. Der bis auf das letzte Plätzchen besetzte Dampfer „Hohenzollern“ landete in Ziegenort vormittags 9½ Uhr; bereitstehende Wagen, auch Segel- und Ruderboote sorgten für schnelle Weiterfahrt der Teilnehmer nach dem am Haß gelegenen Schanzberg. Schier unerschöpflich waren die vom Waldverein mitgebrachten Lebensmittel; die Krieger bemühten sich — wie übrigens auch auf dem Rückweg — vergeblich, hier eine merkbare Lücke zu schlagen. Nach dem auf dem

Schanzberg eingenommenen gemeinsamen Mittagessen wurde der nahegelegene „Heidekrug“ aufgesucht. Frau Förster Lorenz, die Besitzerin dieses lauschigen Waldwinkels, hatte für eine treffliche Aufnahme unserer braven Krieger gesorgt. Jeder Krieger fand an seinem Plaze auf der im Freien unter alten Kiefern und Tannen errichteten Kaffeetafel einen Blumenstrauß vor. Der Vorstand des Waldvereins sorgte auch dafür, daß jeder Krieger Postkartengrüße in seine Heimat senden konnte. Große Freude rief das veranstaltete Scheibenschießen hervor. Den ersten Preis errang hierbei ein Kamerad, der zum Schießen nur die Linke Hand gebrauchen konnte. Viel zu schnell schlug die Stunde des Aufbruchs! Auf prächtigen Wald- und Wiesenwegen und an üppigen Getreide- und Kartoffelfeldern vorbei wurde der Rückweg nach dem Schanzberg eingeschlagen, und von da die „Rückreise“ nach Stettin angetreten, wo man abends 9¼ Uhr ankam. Eine photographische Aufnahme der Festteilnehmer vom Schanzberg soll ein Erinnerungsblatt an diesen frohen Tag sein. — Die Krieger waren voll Lobes und Dankes, einen Tag in Gottes freier und schöner Natur nach einer teilweise recht langen Lazarettzeit wieder einmal gebracht zu haben. Mögen Ausflüge mit unseren braven Verwundeten recht oft stattfinden, sie bereiten auch dem Veranstalter herzliche Freude.

Carl Küster, Stettin.

Inhalt.

Ich liebe dich von Herzensgrund	97
Der Nordische Krieg in den deutschen Ostseegebieten (1711 bis 1720) in Quellen dargestellt. Von Ludwig Beyer, Königl. Seminarlehrer. (Fortf.)	98
Drei Kriegslieder (Freiwillige — Der Held — Die Schlacht — Genug!). Von Max Ruck (örtl. Kriegsschauplatz)	103
Der Pommer Ernst Moritz Arndt und der gegenwärtige Weltkrieg. Von Pastor Steurich	110
Mein Pommerland	113
Aus Pommerns Tagen im Dreißigjährigen Kriege. Von Pastor Riek	114
Min Muddersprak. Von C. Kampe	115
Aus einem stillen Winkel. Von Prof. Dr. Brunk	116
Die Liebelose. Von Otto Droß. (Fortf.)	119
Frühling. Von Curt Bloedorn	131
Der Eingänger. Von Curt Bloedorn	132
Sommermorgen. Von Heinrich Bandlow	134
Der Osten. Von Otto Welgjen	138
Die Stadt Regenwalde und ihre Kirche	140
Das süße Länneken. Von Alfred Biese	141
Vereinsberichte	143